

RUSSISCHE GESCHICHTE
IN BIOGRAPHIEN

VON

N. KOSTOMAROW.

NACH DER 2. AUFLAGE DES RUSSISCHEN ORIGINALS

ÜBERSETZT VON W. HENCKEL.

Die Herrschaft des Hauses Wladimirs des Heiligen.

X. bis XVI. Jahrhundert.



GIESSEN.

J. RICKER'SCHE BUCHHANDLUNG.

1891.

Inhalts-Verzeichniss.

	Seite
I. Fürst Wladimir der Heilige	1—7
II. Fürst Jaroslaw Wladimirowitsch von Kijew	7—18
III. Der ehrw. Theodosius von Petschersk	18—32
IV. Fürst Wladimir Monomach	32—63
V. Fürst Andreas Bogoljubskij	63—88
VI. Fürst Mstislaw der Kühne	88—112
VII. Fürst Danilo Romanowitsch von Galitsch	112—141
VIII. Fürst Alexander Jaroslawitsch Newskij	141—157
IX. Jurij und Iwan Danilowitsch, Fürsten von Moskau	157—180
X. Der ehrwürdige Sergius	181—189
XI. Grossfürst Dimitrij Iwanowitsch Donskoj	190—218
XII. Die Wunderthäter von Ssolowezk	219—223
XIII. Grossfürst und Gossudár Iwan Wassiljewitsch	223—292
XIV. Erzbischof Gennadios von Nowgorod	292—322
XV. Gossudár und Grossfürst Wassilij Iwanowitsch	322—350
XVI. Die ehrw. Nilus Ssorskij und Wassian, Fürst Patrikejew	350—363
XVII. Maxim der Grieche	363—383
XVIII. Sylvester und Adaschew	383—424
XIX. Matwej Ssemjonowitsch Baschkin und seine Complicen	424—432
XX. Zar Iwan Wassiljewitsch der Grause	433—496
XXI. Jermak Timofejewitsch	496—508
XXII. Fürst Konstantin Ostroshskij	508—534
XXIII. Boris Godunow	534—579
XXIV. Der sogenannte Dimitrij	579—601
XXV. Marina Mnlshck	601—629
XXVI. Wassilij Schuiskij	629—649
XXVII. Fürst Michail Wassiljewitsch Skopin Schuiskij	649—656
XXVIII. Patriarch Hermogen und Procopij Ljapunow	656—667
XXIX. Archimandrit Dionys und Abraham Pálitzyn	667—676
XXX. Kosma Sacharytsch Minin-Ssuchoruk und Fürst Dimitrij Michailowitsch Posharskij	676—687
XXXI. Philaret Nikititsch Romanow	688—695

I.

Fürst Wladimir der Heilige.

Unsre Geschichte des Zeitalters, welches der Einführung des Christenthums voranging, ist dunkel und sagenhaft; eine unbedingte Glaubwürdigkeit können diese Sagen wohl nicht beanspruchen. Die Aufzeichnungen unsrer ersten Chronisten beginnen erst mit der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts und von den in ihrem Vaterlande stattgefundenen Ereignissen des IX. und X. Jahrhunderts sind, mit Ausnahme spärlicher griechischer Nachrichten, keine andern Quellen vorhanden, als mündliche Volksüberlieferungen, die, ihrer Natur nach, dichterischen Ausschmückungen und Veränderungen unterworfen waren. Das einzige, was mit einiger Sicherheit gesagt werden kann, ist, dass das russische Volk, gleich allen andern nordeuropäischen Völkern erst mit der Einführung des Christenthums wirkliche solide Grundlagen für die Entwicklung eines bürgerlichen und staatlichen Lebens erhielt, Grundlagen, ohne die eine Volksgeschichte überhaupt nicht denkbar ist. Seit den frühesten Zeiten war die östliche Hälfte des jetzigen europäischen Russlands von Völkern finnischen und türkischen Stammes bewohnt, und auf der westlichen Hälfte lebten, ausser Völkern litthauischen und finnischen Stammes, deren Ansiedlungen bis an die baltische Küste reichten, Slawen unter verschiedenen örtlichen Benennungen, welche sich an den Ufern der Flüsse: westliche Dwina (Düna), Wolchow, Dnjepr, Pripet, Ssosh, Gorynj, Styr, Slutsch, Bug, Dnjestr, Ssula, Djessna, Aká und an deren Zuflüssen festsetzten. Sie lebten in kleinen Gemeinden vereint, deren Mittelpunkte Städte (Burgen), befestigte Vertheidigungspunkte, Stätten für Volksversammlungen und Verwaltung waren. Abmachungen, um die verschiedenen Stämme in einen Verband zusammen zu fassen, waren nicht vorhanden, auch Merkmale eines staatlichen Lebens fehlten. Diese slawisch-russischen Stämme wurden von eigenen kleinen Fürsten regiert, sie befehdeten sich gegenseitig, waren nicht imstande sich gemeinschaftlich gegen fremde Völker zu schützen und wurden deshalb häufig unterjocht. Ihre Religion bestand in der Naturverehrung, in der Annahme menschlich denkender Kräfte bei den Erscheinungen und Gegenständen der äusseren Natur, in der Anbetung von Sonne, Himmel, Wasser, Erde, Wind, Bäumen, Vögeln, Steinen u. dgl.

und in allerlei Fabeln, abergläubischen Vorstellungen, Festlichkeiten und Ceremonien, die auf diese Naturverehrung basirt waren und sich nach und nach aus derselben entwickelt hatten. Die religiösen Vorstellungen fanden zum Theil ihren Ausdruck in der Form von Götzenbildern; Tempel und Priester waren nicht vorhanden, ihrer Religion fehlten daher sowohl die Merkmale der Allgemeinheit, als auch die der Unwandelbarkeit. Von einer Existenz nach dem Tode hatten sie nur unklare Vorstellungen, das jenseitige Leben dachten sie sich als eine Fortsetzung des irdischen und nahmen an, dass in jener Welt, wie in dieser, die Einen Sklaven, die Andern Herren seien. Sie verehrten ihre verstorbenen Ahnen, hielten dieselben für ihre Beschützer und brachten ihnen Opfer, auch glaubten sie an Zauberei, d. h. an das Vorhandensein geheimer Kräfte. Vor den Zauberern und Wahrsagerinnen hatten sie grossen Respect. Hiermit hingen viele abergläubische Gebräuche, wie Wahrsagerei, Besprechungen, das Knüpfen von Knoten und ähnliches zusammen. Besonders stark war der Glaube an die geheimnisvolle Macht des Worts, und dieser Glaube offenbarte sich in einer Menge von Beschwörungsformeln, die sich noch bis heute im Volke erhalten haben. Die Kenntniss von der Bereitung und Anwendung der verschiedenartigen Lebensbedürfnisse entsprach dem Zustande dieser geistigen Entwicklung. Sie verstanden aus Holz Wohnungen zu bauen, dieselben mit Pfahlwerk, Gräben und Erdwällen zu befestigen, Kähne und Fischnetze zu machen, das Feld zu ackern, Hausthiere zu hüten, konnten spinnen, weben, nähen, Speisen und Getränke (Bier, Meth, Dünnbier) bereiten, Metalle schmieden, Geschirre aus Lehm brennen, auch den Gebrauch der Gewichte, Masse und Münzen kannten sie, hatten ihre eigenen musikalischen Instrumente u. s. w. Mit Wurfspiesen, Pfeilen und theils auch mit Schwertern zogen sie in den Krieg. Ihre sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzenden Kenntnisse machten nur geringe Fortschritte, die Beziehungen zum byzantinischen Reich und theilweise auch die zum arabischen Orient übten aber nach und nach ihren civilisatorischen Einfluss auf die slawischen Russen aus. Nachdem in der Mitte des IX. Jahrhunderts, während eines misslungenen Feldzuges gegen Byzanz, ihre Schiffe vom Sturm vernichtet worden waren, nahmen sie von ihren Gegnern das Christenthum an; später jedoch gewann das Heidenthum wieder die Oberhand. Es traten auch viele Russen in den Dienst der byzantinischen Kaiser in Griechenland, wurden dort Christen und verpflanzten das Christenthum in ihr Vaterland. Die kijewsche Fürstin Olga empfing in der Mitte des X. Jahrhunderts die heilige Taufe. Alles dies waren jedoch nur vorbereitende Erscheinungen; unter den Fürsten des sogenannten Hauses Rjurik herrschte noch vollständige Barbarei. Diese Fürsten legten den russischen Völkern Steuern auf, suchten sie durch Unterwerfung zu vereinigen; ihre Herrschaft trug jedoch nicht einen staatlichen, sondern mehr einen räuberischen, parteigängerartigen Charakter. Sie umgaben sich mit Kriegerscharen, mit Banden verwege-

ner Abenteurer, die auf Raub und Mord ausgingen; ihr Heer bestand aus Freiwilligen verschiedener Stämme, mit denen sie Streifzüge gegen ihre Nachbarn unternahmen. Sie überfielen Theile des byzantinischen Reichs und zogen gegen die östlichen Länder des kaspischen Meers und Transkaukasiens. Ihr Augenmerk war auf Beute gerichtet und sie betrachteten ihr Verhältniss zu den von ihnen unterworfenen Völkern lediglich unter dem Gesichtspunkt des Tributs, von dem sie soviel als nur irgend möglich zu erpressen suchten. Dieser Tribut verpflichtete aber diejenigen, die ihn erhoben, durchaus nicht zu Gegenleistungen; diese Fürsten und ihre Kriegsknechte, die nur auf Tribut und Beute ausgingen, gaben sich nicht die geringste Mühe das Leben ihrer Lehenspflichtigen irgendwie zu reformiren oder deren Sitten umzugestalten; sie liessen ihnen ihre alte Lebensweise und kümmerten sich lediglich um den Eingang des Tributs und der Steuern.

Mit der Einführung der christlichen Religion trat eine Aenderung dieser barbarischen Sitten ein; mit dem christlichen Glauben kamen sowohl Rechts- wie Staatsbegriffe, als auch die Anfänge einer geistigen und litterarischen Thätigkeit aus Byzanz, diesem zu jener Zeit auf der höchsten Stufe der Bildung stehenden Reiche, zu uns herüber. Die Annahme des Christenthums war eine Umwälzung, welche Russland verjüngte, es neu belebte und ihm die Bahn einer geschichtlichen Entwicklung öffnete.

Wladimir, der den Namen „der Heilige“ erhielt, ein Mann, gross in seiner Zeit, war es, der diese Wandlung herbeiführte. Die Einzelheiten seines Lebens sind uns leider nur wenig bekannt, die Chroniken, welche uns seine Geschichte überliefert haben, melden auch solche Züge von ihm, die man eher bezweifeln, als sie auf Treu und Glauben annehmen möchte; wollten wir alles beseitigen, was unser Bedenken erregt, so würden uns nur kurze Nachrichten übrigbleiben, die aber, trotz ihrer Dürftigkeit, dennoch die hervorragende Bedeutung Wladimirs für die russische Geschichte beweisen würden.

Wladimir war der Sohn des kriegerischen Swjätoslaw, Fürsten von Kijew, der den Feldzug gegen die Chasaren, welche damals im süd-östlichen Russland herrschten, unternommen, ihre Stadt Ssarkel am Don eingenommen, die kaukasischen Jassen und Kassogen besiegt und Bulgarien an der Donau erobert hatte. Letzteres musste er jedoch, nach hartnäckiger Vertheidigung, dem griechischen Kaiser überlassen. Auf dem Rückwege aus Bulgarien nach Russland wurde er von den Petschenegen, einem Volke türkischen Stammes, getödtet. Schon als Kind ward Wladimir auf den Fürstensitz von Nowgorod berufen; mit seinem Onkel Dobrynja, dem Bruder seiner Mutter Maluscha, welche Haushälterin bei seiner Grossmutter Olga gewesen war, begab er sich nach Nowgorod. Nach Swjätoslaws Tode brachen unter seinen Kindern Familienkriege aus; Fürst Jaropolk von Kijew erschlug seinen Bruder, den Drewljanerfürsten Oleg. Wladimir floh mit seinem Onkel nach Schweden und kehrte

mit fremdem Kriegsvolk nach Nowgorod zurück. Die Ursache seiner Feindschaft gegen Jaropolk war Rognjeda, des Polozkerfürsten Rogwolod Tochter, deren Hand Wladimir begehrte, die jedoch mit den Worten: „Ich will nicht den Sohn einer Sklavin auskleiden“¹⁾, ihn abgewiesen, ihm dadurch seine niedrige Herkunft mütterlicherseits vorgeworfen hatte und im Begriff war Jaropolk zu heiraten. Wladimir eroberte Polozk, tödtete den Fürsten Rogwolod und nahm Rognjeda mit Gewalt zur Frau. Darauf bemächtigte er sich Kijews und tödtete seinen Bruder Jaropolk. Ueberhaupt schildert uns der Chronist Wladimir als einen grausamen und blutdürstigen Fürsten und als Weiberfreund; wir können dieser Darstellung jedoch nicht unbedingten Glauben schenken, denn es ist augenscheinlich, dass er absichtlich die schwärzesten Farben wählte um den heidnischen Wladimir zu schildern; desto heller konnte er dann den wunderbaren Segen der Taufe bei der Darstellung des nämlichen Fürsten hervorheben, den er nach Annahme des Christenthums im glänzendsten Lichte darstellt.

Der Bericht, dass Wladimir, zur Zeit als er noch Heide war, einen grossen Theil des heutigen Russlands beherrscht habe, kann mit grosser Sicherheit als richtig angenommen werden; ebenso auch die Angabe, dass er sowohl für die Erweiterung seines Besitzes, als auch für die Befestigung seiner Macht besorgt gewesen sei. Seine Herrschaft erstreckte sich über das Nowgoroder Land längs den Ufern des Wolchow, der Newa, der Msta, der Luga; ferner über das Land von Bjelosersk, Rostow und Smolensk mit den Quellengebieten des Dnjepr und der Wolga, über das Land Polozk an der Düna, Ssewersk an der Djessna und Ssemj, über das kijewer Gebiet oder Land der Poljanen, über das Land der Drewljanen (den östlichen Theil Wolhyniens) und wahrscheinlich auch über das westliche Wolhynien. Die Radimitschen, Anwohner des Ssosh und die Wjätitschen, Bewohner des Landes an der Aká und ihrer Zuflüsse, wollten sich seiner Herrschaft nicht unterwerfen, wurden aber von ihm besiegt. Wladimir machte sogar die Jatwjägen, ein halbwildes Volk, welches die Wälder und Sümpfe des heutigen Gouvernements Grodno bewohnte, tributpflichtig. Es darf jedoch diesem Besitz kein staatlicher Charakter beigelegt werden; er beschränkte sich dort, wo die Möglichkeit dazu vorhanden war, auf die Eintreibung des Tributs, und eine solche Tribut-erhebung war eine Art von Raub. In Kijew selbst setzte sich Wladimir durch fremde Hilfe, die der Skandinavier, welche man bei uns Waräger nannte, fest. Ihnen übertrug er auch die Verwaltung der Städte, von denen aus sie mit ihren Kriegsscharen den Tribut erhoben.

Im Jahre 988 nahm Wladimir das Christenthum an. Die Umstände unter denen sich dieses Ereigniss vollzog und die demselben vorangingen, wurden mit mythischen Zügen, welche von solchen mündlichen Ueberlieferungen un-

¹⁾ Den Bräutigam auskleiden — ein Hochzeitsgebrauch — anstatt heiraten.

zertrennlich sind, ausgeschmückt; erst bedeutend später, nachdem das Ereigniss längst schon stattgefunden hatte, fand eine Aufzeichnung desselben statt. Authentisch ist nur, dass Wladimir sich taufen liess und dass er gleichzeitig auch die griechische Fürstin Anna, Schwester der Kaiser Basilius und Konstantin ehelichte. Allem Anschein nach fand die Taufe in Korssun oder in Cherssones, einer griechischen Stadt am südwestlichen Ufer der Krim statt; von dort aus führte Wladimir auch die ersten Geistlichen und nothwendigsten Attribute des christlichen Cultus nach Kijew ein, wo auch seine Söhne und das Volk getauft wurden. Letzteres liess sich ohne sichtlichen Widerstand im Dnjepr taufen, theils, weil in Kijew das Christenthum schon ziemlich verbreitet war, und sich die Christen daselbst in einer nicht unbedeutenden Minorität befanden, hauptsächlich aber auch deshalb, weil die russischen Heiden keine Priesterkaste hatten, die dem Volke das Verbrecherische eines solchen Abfalls, vom heidnischen Gesichtspunkt aus, erklären und sie zum Widerstand aufreizen konnte. Das älteste russisch-slawische Heidenthum hatte weder einen festausgeprägten allgemeinen Charakter noch ein positives Religionssystem; es bestand aus einer Menge abergläubischer Gebräuche und Vorstellungen, die sich auch nach der äusserlichen Annahme des Christenthums mit demselben noch vertrugen. Die Mehrzahl des Volks nahm den neuen Glauben an und liess sich taufen, ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen. Der Kampf des Heidenthums mit dem Christenthum war ein rein passiver, er beschränkte sich auf das Beobachten heidnischer Lebensformen und die Beibehaltung heidnischen Aberglaubens; dieser Kampf währte noch Jahrhunderte lang nach Wladimir, er hinderte aber das russische Volk nicht, sich taufen zu lassen, denn es fand, weil es den Sinn der Taufe nicht verstand, nichts Antipathisches darin. Das Licht der neuen Lehre ging nur für Wenige, und diesen nur allmählig auf.

Wladimir war ein eifriger Verbreiter des Christenthums; überall in den von ihm beherrschten Ländern liess er das Volk taufen; er baute Kirchen und setzte Geistliche ein. In Kijew selbst erbaute er die Kirche des heiligen Basilius und die der Mutter Gottes, die sogenannte Zehent-Kirche, weil der Fürst für den Unterhalt und die Geistlichkeit derselben den zehnten Theil seiner Einkünfte bestimmt hatte. Um den neueingeführten Glauben dauernd zu befestigen, liess Wladimir durch Vertheilung von Büchern Aufklärung verbreiten; um diesen Zweck zu fördern verordnete er auch, dass in Kijew und anderen Städten Kinder von angesehenen Hausbesitzern versammelt und im Lesen unterrichtet werden sollten. Während eines Zeitraums von etwa zwanzig Jahren entstand auf diese Weise eine Generation, die durch das höhere Niveau ihrer Anschauungen und durch grössere Kenntnisse sich weit über jenen Zustand erhob, in welchem die Eltern zurückgeblieben waren. Diese jüngere Generation bildete nicht nur die Basis der christlichen Gesellschaft in Russland, sie wurde auch die Führerin einer, zugleich mit der Religion herübergekomm-

menen Civilisation und ihr entstammten die Kämpfer und Grundpfeiler einer neuen staatlichen und bürgerlichen Organisation. Dieser Zug allein schon zeigt, dass Wladimir ein wahrhaft grosser Mann war, dass er den richtigsten Weg zur Schaffung eines neuen Lebens, eines Lebens, das er seinem noch halbwildem Volke einimpfen wollte, deutlich erkannt habe und er führte seinen Vorsatz, trotz der Hindernisse, die ihm dabei in den Weg traten, energisch durch. Der Chronist berichtet, die Mütter, welche ihre Kinder in die Schule zu schicken gezwungen wurden, hätten ihnen nachgeweint, wie man Todte beweint.

Nach dem Empfange der Taufe wird Wladimir als ein Fürst von grosser Herzengüte geschildert. Vom Geist der christlichen Liebe durchdrungen, weigert er sich sogar die Uebelthäter zum Tode zu verurtheilen; er lässt sich wohl durch die Ermahnungen der an seinem Hofe zu Kijew befindlichen Korssunschen Geistlichkeit von seinem Irrthum überzeugen, bestimmt aber später doch, auf den Rath seiner Bojaren und Stadtältesten, dass die Verbrecher, altem Gebrauche gemäss, nur mit einer Geldstrafe — dem Wehrgeld — gestraft werden sollen; massgebend für diesen Entschluss war auch die Erwägung, dass Geldstrafen die Mittel zur Erhaltung des Heeres vergrössern würden.

Seine dem slawischen Stamme angeborne Heiterkeit verstand Wladimir mit den Anforderungen der christlichen Frömmigkeit in Einklang zu bringen. Er liebte Gelage und Festlichkeiten, zechte aber nicht blos mit seinen Bojaren, sondern trachtete danach seine Vergnügungen mit dem ganzen Volke — mit Alt und Jung — zu theilen. Seine Feste verlegte er gewöhnlich auf grosse Kirchenfeiertage oder auf den Tag der Einweihung einer Kirche, einem zu jener Zeit denkwürdigen Ereigniss. Er rief das Volk zusammen, speiste und tränkte Alle die sich einfanden, gab den Armen was sie bedurften und sorgte sogar für diejenigen, welche aus irgend einem Grunde nicht am fürstlichen Hof erscheinen konnten, indem er Speise und Trank in der Stadt vertheilen liess. Diese friedliche Thätigkeit hinderte ihn jedoch nicht seine Feinde zu bekämpfen. Die Petschenegen, ein nomadisches Räubervolk, beunruhigte damals das kijewsche Russland; schon seit einem Jahrhundert machte es von Zeit zu Zeit Einfälle ins russische Land und war, bei Lebzeiten von Wladimirs Vater und während dessen Abwesenheit, nahe daran gewesen Kijew zu erobern. Wladimir schlug sie erfolgreich zurück und sorgte sowohl für die Vergrösserung seines Kriegsheeres, als auch für die Vermehrung der Bevölkerung seines Landes. Er besiedelte die von ihm an den Ufern der Flüsse Ssula, Stugna, Trubesh, Djessna angelegten Städte und Befestigungen mit Fremdlingen aus verschiedenen, nicht nur russisch-slawischen, sondern auch finnischen Ländern. Im Jahre 992 nahm er dem polnischen König die tscherwenischen Städte im heutigen Galizien weg und vereinigte dieses von Chorwaten, einem Zweige des russisch-slawischen Stammes bewohnte Land mit Russland.

Vor seinem Ende musste Wladimir noch ein grosses Leid erfahren: sein Sohn Jaroslaw verweigerte ihm den Gehorsam und Wladimir war schon im Begriff gegen ihn auszuziehen, als ihn, während der Vorbereitungen zu diesem Feldzuge, am 15. Juli 1015 in Berestowo, einem unweit Kijews liegenden Dorfe, der Tod überraschte.

II.

Fürst Jaroslaw Wladimirowitsch von Kijew.

Jaroslaws Regierung kann als eine Fortsetzung von Wladimirs Regierung bezeichnet werden, sowohl was das Verhältniss des Fürsten von Kijew zu den beherrschten Ländern anbetrifft, als auch in Bezug auf die Verbreitung neuer, durch das Christenthum eingeführter Lebensprinzipien in Russland.

Sein erstes Auftreten in der Geschichte ist das eines rebellischen Sohns gegen seinen Vater. Die Chroniken melden, dass er, als Vasall des Fürsten von Kijew in Nowgorod regierend, von diesem Lande 3000 Griwnas gesammelt habe, von denen er 2000 seinem Vater nach Kijew zu senden hatte. Jaroslaw lieferte aber dies Geld nicht ab und der erzürnte Vater rüstete ein Heer aus um den unbotmässigen Sohn zu bestrafen. Da flüchtete Jaroslaw nach Schweden um fremdes Kriegsvolk gegen den Vater zu werben; Wladimirs Tod verhinderte jedoch den Ausbruch des Kampfes. Betrachtet man die damaligen Verhältnisse, so kommt man zu der Annahme, dass noch andere, tieferliegende Ursachen der Zwietracht zwischen Sohn und Vater vorhanden gewesen sein müssen. Wladimirs Kinder hatten verschiedene Mütter.¹⁾

¹⁾ Einige der Chroniken nennen Jaroslaw den Sohn der Rognjeda, andere aber widersprachen dem, und berichten, dass Wladimir von der unglücklichen polozker Fürstentochter nur einen Sohn, den Isjaslaw, gehabt und dass er Rognjeda mit diesem Sohn in das Land ihres Vaters entlassen habe. Seit dieser Zeit regierten Rognjedas Nachkommen, getrennt von den andern Nachkommen Wladimirs, in Polozk, und zwischen ihnen herrschte fortwährend ein Familienhass, der durch die Ueberlieferungen der Vergangenheit immer neu genährt wurde. Folgende Ueberlieferung hatte sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt: Nachdem Wladimir mit Rognjeda den Isjaslaw gezeugt hatte, verliess er sie und wandte sich andern Frauen zu. Da machte Rognjeda, um sich und ihren Vater zu rächen, einen Anschlag gegen Wladimir, um ihn im Schlafe zu ermorden. Wladimir jedoch erwachte rechtzeitig und ergriff, in dem Moment als sie das Messer auf ihn zückte, ihren Arm. Er befahl ihr das Hochzeitsgewand anzulegen, sich in ein reichgeschmücktes Gemach zu begeben, und ihn zu erwarten: er wolle sie eigenhändig umbringen. Rognjeda aber lehrte ihren unmündigen Sohn Isjaslaw ein entblösstes Schwert zu nehmen, dem Vater entgegen zu gehen und ihm zu sagen: „Vater, glaubst Du, Du seiest allein hier!“ Wladimir, durch den Anblick seines Sohnes gerührt, sprach: „Wer hätte gedacht, dass auch Du hier seiest!“ Er warf das Schwert von sich, berief die Bojaren und liess sie über seine Frau zu Gericht sitzen. „Um ihres Kindes willen, tödte sie nicht“, sprachen die Bojaren, „sende

Vor dem Tode Wladimirs war ihm unter allen seinen Söhnen Boris der liebste; dieser, und sein jüngerer Bruder Gljeb, werden in unsern Chroniken als die Söhne einer Bolgarin, nach anderen, spätern Nachrichten, als die Söhne einer griechischen Zarentochter bezeichnet. Unsre Geschichtsschreiber, welche diese differirenden Ueberlieferungen zu vereinigen suchten, meinten, die Zarentochter, welche dem heiligen Wladimir angetraut wurde, sei nicht eine rechte Schwester, sondern eine Base (Cousine) der griechischen Kaiser, eine Tochter des bolgarischen Zaren Peter gewesen. Ob sie nun eine Base von Basilius und Konstantin, oder ob sie deren rechte Schwester war, ist bis jetzt noch nicht entschieden; jedenfalls aber ist es sehr wahrscheinlich, dass Boris und Gljeb Kinder dieser Zarentochter waren und dass Wladimir, als Christ, sie seinen übrigen Söhnen deshalb vorzog, weil er sie durch ihre Geburt, als christliche Kinder einer christlichen Mutter, für gesetzmässiger hielt. Ausserdem hatten sie auch noch den Vorzug der edleren Abstammung vor den andern, da ihre Mutter aus königlichem Blute hervorgegangen war.

Als Wladimir seine Söhne in die verschiedenen Länder einsetzte, behielt er Boris bei sich, mit der offenkundigen Absicht ihm, nach seinem Tode das Fürstenthum Kijew zu vermachen. Dies war wohl auch der Grund, weshalb Jaroslaw, als der Aeltere, gegen seinen Vater aufgebracht war; mehr aber noch hatte Fürst Swjätopolk, welcher noch älter als Jaroslaw war, Ursache ungehalten zu sein. In den Chroniken wird Swjätopolk als Sohn der Gattin Jaropolks, einer griechischen Nonne, bezeichnet; nach dem Tode seines Bruders habe, wie man sagt, Wladimir diese Frau im Zustande der Schwangerschaft zu sich genommen, und es sei daher unbekannt, ob Swjätopolk ein Sohn Jaropolks oder Wladimirs gewesen sei, in jedem Fall aber war er älter als alle übrigen Söhne Wladimirs. Der Tod hatte also den Krieg zwischen Wladimir und seinem Sohn verhütet. Boris befand sich damals nicht in Kijew, sein Vater hatte ihn gegen die Petschenegen gesandt. Die Bojaren, welche Boris begünstigten, verheimlichten drei Tage lang den Tod Wladimirs, wahrscheinlich um die Rückkehr dieses Lieblingssohnes zu erwarten; endlich aber mussten sie, noch vor dessen Rückkunft, den Vater beerdigen. Swjätopolk bestach die Kijewer durch Geschenke und Schmeicheleien und sie beriefen ihn zu ihrem Fürsten. Obschon ihm als Erstgebornen das Recht zur Seite

sie mit ihrem Sohn auf den Stammsitz ihres Vaters zurück.“ So berichtet die Ueberlieferung, welche in alten Zeiten allgemein verbreitet gewesen zu sein scheint. Rogwolods Enkel, denen dies Ereigniss überliefert worden war, standen den Enkeln Jaroslaws feindlich gegenüber; denn, ausser dem Polozker Land, welches die Nachkommen Rogwolods und Rognjedas erhalten hatten, war das ganze übrige russische Land Jaroslaws Enkeln als Erbtheil zugefallen. Die Existenz dieser Ueberlieferung, welche durch die Absonderung der Fürsten von Polozk von den Nachkommen Jaroslaws, die einige Jahrhunderte hindurch währte, bestätigt wird, beweist wohl genügend, dass Jaroslaw nicht Rognjedas Sohn gewesen sein kann.

Jaroslaw war aber nicht nur kein Vollbruder des Fürsten von Polozk, der schon zu Wladimirs Lebzeiten abgetheilt worden war, sondern er war auch kein Vollbruder der andern Söhne seines Vaters.

stand, musste er dennoch die Einwilligung des Volks zu erlangen suchen, besonders zu einer Zeit, wo noch andere Prätendenten vorhanden waren. Auch unter diesen Verhältnissen war jedoch seine Lage eine unsichere. Die erkaufte Zuneigung der Kijewer konnte sich leicht ändern und die Kinder der christlichen Zarentochter hatten ein moralisches Vorrecht vor ihm, auch konnten sie Fremdlinge heranziehen und ein besonders gefährlicher Nebenbuhler war ihm Boris. Swjätopolk entledigte sich daher beider Brüder durch Meuchelmord. Boris wurde am Ufer der Alta, in der Nähe von Perejaslawl, Gljeb am Dnjepr, nahe bei Smolensk ermordet. Das nämliche Schicksal hatte auch der dritte Bruder, der Drewljaner Swjätoslaw, welcher, als er die Gefahr herannahen sah, nach Ungarn entflo, in den Karpathen jedoch eingeholt und getödtet wurde. Die beiden ersteren, Boris und Gljeb, wurden später unter die Zahl der Heiligen aufgenommen; die Schilderung ihres Todes wurde ein Gegenstand dichterischer Legende. Längere Zeit hindurch galten diese Fürsten als die Beschützer ihres Geschlechts und des russischen Landes; dem unmittelbaren Schutze der heiligen Söhne Wladimirs wurden viele Siege der Russen über ihre Feinde zugeschrieben. Der dritte Bruder, Swjätoslaw wurde nicht der Ehre gewürdigt heilig gesprochen zu werden, wahrscheinlich deshalb, weil die Kirche den Ersteren, durch ihre Geburt von einer Mutter, welche das Christenthum in das russische Land gebracht hatte, eine höhere Bedeutung zuerkannte.

Jaroslaw, vom Tode des Vaters nicht unterrichtet, kam mit den Warägern nach Nowgorod und vertheilte sie auf die verschiedenen Höfe ¹⁾. Die Fremdlinge aber fingen an Excesse zu begehen; es bildete sich eine Verschwörung gegen sie und man tödtete etliche von ihnen auf dem Hofe eines gewissen Poromoni. Aus Rache dafür lud Jaroslaw die Urheber der Verschwörung, unter dem Vorwande eines Gelages, zu sich, nach Rakom ein (in der Nähe Nowgorods, hinter dem Jurjew-Kloster) und liess sie tödten. In der nächsten Nacht empfang er die Nachricht vom Tode seines Vaters und von der Ermordung seiner Brüder. Da trat Jaroslaw vor die Wetsche (Volksversammlung), bereuete sein treubruchiges Verfahren gegen die Nowgoroder und fragte, ob man ihm helfen wolle. „Obschon du unsre Brüder hinschlachten liessest, Fürst, können wir dennoch für dich kämpfen!“ wurde ihm geantwortet. Es

¹⁾ Waräger (Varingiar) hiessen die Eingebornen der skandinavischen Halbinseln, welche im Dienst der byzantinischen Kaiser standen und die bei ihrem Durchzuge von der Heimat nach Griechenland, die russischen Länder auf dem Wasserwege, vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer, die Flüsse entlang, passirten. Da nun die Russen durch diese Leute die Bekanntschaft mit den Skandinaviern machten, so übertrugen sie deren Standesbenennung auf die Bewohner der skandinavischen Halbinseln überhaupt. In der Folge wurde noch die Bedeutung dieser Benennung erweitert und unter dem Namen Waräger verstand man späterhin alle Westeuropäer, ähnlich wie das gemeine Volk gegenwärtig alle Westeuropäer „Njémzy“ (Deutsche) nennt. (Njémzy, etymologisch erklärt, heisst „Stumme“, also Leute, die unsre Sprache nicht sprechen können.)

war den Nowgorodern vortheilhaft, Jaroslaw zu unterstützen, denn die Abhängigkeit von Kijew war ihnen lästig und wäre unter Swjätopolk, bei dessen harter Gemüthsart, noch lästiger geworden; auch wurden die Nowgoroder durch den Hochmuth der Kijewer, welche sich als ihre Herren betrachteten, beleidigt. Wenn sich die Nowgoroder daher für Jaroslaw erklärten, so thaten sie es gleichzeitig auch im eigenen Interesse und ihre Berechnung war auch insofern nicht unrichtig, da ihnen Jaroslaw dafür einen Freibrief verlieh, der sie von der unmittelbaren Oberherrschaft Kijews loslöste und der Stadt und dem Lande Nowgorod seine ehemalige Selbstständigkeit wieder zurückgab.

Jaroslaw eröffnete den Feldzug gegen den Kijewer Fürsten im Jahre 1016; die Zahl seiner Nowgoroder giebt der Chronist auf 40 000 an; auch 1000 Waräger unter Eimund, dem Sohn eines norwegischen Fürsten Ring, befanden sich bei ihm. Im Herbst zog Swjätopolk mit den Kijewern und Petschenegen dem Jaroslaw entgegen. Bei Ljubetsch am Dnjepr trafen die Feinde zusammen und standen lange (die Chronik sagt drei Monate lang) einander gegenüber; weder die Einen noch die Andern wagten es den Fluss zu überschreiten, bis endlich die Nowgoroder, von den Kijewern durch Hohn und Spott gereizt wurden: „Ach, was seid Ihr für Zimmerleute, kommet daher mit solch' einem Lahmen ¹⁾! Wartet, wir wollen Euch schon Häuser zimmern lassen!“ — „Fürst“, riefen die Nowgoroder, „greifst Du sie nicht an, so schlagen wir selbst los!“ — und setzten über den Dnjepr. Jaroslaw, der unter den Kijewern einen ihm wohlgesinnten Feldherrn kannte, sandte in der Nacht einen Jüngling zu ihm und gab ihm folgenden Wink: — „Was ist zu thun? es ist nur wenig Meth gebraut, der Krieger aber sind viele!“ Der Kijewer antwortete: „Obschon nur wenig Meth, aber viel Kriegsvolk da ist, muss dennoch gegen Abend gegeben werden!“ Jaroslaw verstand, dass er in der nämlichen Nacht einen Ueberfall unternehmen müsse; er liess daher zur Schlacht vorrücken und gab seinem Heer folgenden Befehl: „Umbindet eure Köpfe mit Tüchern, damit wir die Unsrigen erkennen.“ Swjätopolk hatte sein Lager zwischen zwei Seen aufgeschlagen, und da kein Ueberfall erwartet wurde, so trank und belustigte er sich mit seinem Heer die ganze Nacht hindurch. Unvermuthet schlugen die Nowgoroder los. Die Petschenegen, welche jenseits des Sees standen, konnten Swjätopolk nicht zu Hilfe kommen und die Nowgoroder drängten ihre Feinde nach dem See zu, so dass die Kijewer gezwungen waren sich aufs Eis zu werfen; da dies aber noch dünn war, so ertranken viele von ihnen. Der besiegte Swjätopolk floh zu seinem Schwiegervater nach Polen und Jaroslaw zog in Kijew ein.

Boleslaw, den man den Tapfern nannte, strebte danach seinen polnischen Besitz zu erweitern. Er glaubte die Gelegenheit sei günstig

¹⁾ Chomez — der Lahme, Hinkende, vielleicht aber auch Choromez, Einer der gern baut.

seinen Vortheil wahrzunehmen und sich in den Streit der russischen Fürsten zu mengen, und rückte daher, im Jahre 1018, mit Swjätopolk vereint gegen Jaroslaw. Dieser aber kam ihnen zuvor; er rückte ihnen bis nach Wolhynien entgegen und traf sie an den Ufern des Bug. Hier wiederholte sich der russische Brauch den Feind zu verhöhnen. Jaroslaws Feldherr und Verpfleger Budyj ritt am Ufer entlang und rief, auf Boleslaw weisend, hinüber: „Warte, wir werden dir Deinen dicken Bauch mit einem Spahn durchbohren.“ Der tapfere Boleslaw konnte diese Schmach nicht ruhig hinnehmen; er rief den Seinen zu: „Rührt Euch solch' eine Beleidigung nicht, so will ich allein zu Grunde gehen“; dabei sprang er in den Bug, an der Stelle, wo sich eine Furt befand, und seine Polen folgten ihm. Jaroslaw war noch nicht kampfbereit und musste mit vier von seinen Leuten nach Nowgorod fliehen.

Boleslaw eroberte Kijew, gab es aber nicht an Swjätopolk zurück, sondern setzte sich darin fest und vertheilte sein Heer in den Städten. Kijew hatte für den Eroberer einen grossen Reiz; der Tribut von den unterworfenen russischen Ländern bereicherte die Stadt und der Handel mit Griechenland und dem Orient vereinigte dort die Erzeugnisse der damaligen Civilisation. Es herrschte ein lustiges Leben daselbst und Boleslaw gedachte sein Reich von hier aus zu regieren und Gesandtschaften ins westliche und östliche Reich auszusenden. Dies Verfahren aber reizte sowohl den Swjätopolk, als auch seine Kijewer; er sah sich in seinem eigenen Fürstenthum zum Vasallen eines fremden Herrschers erniedrigt und die Kijewer wurden von den Polen wie Sklaven behandelt. Endlich begannen die Russen, im Einverständniss mit Swjätopolk, die Polen todtzuschlagen. In den Städten vertheilt konnten sich diese nicht gegenseitig zu Hilfe kommen, und Boleslaw musste fliehen. Es gelang ihm jedoch sowohl die fürstliche Habe, als auch Jaroslaws Schwestern mitzunehmen. Früher schon hatte er um eine derselben, Predslawa, gefreit, hatte aber einen Korb erhalten; aus Rache dafür nahm er sie jetzt mit Gewalt.

Jaroslaw, der in grosser Hast nach Nowgorod gekommen war, wollte seine Flucht noch weiter, bis übers Meer fortsetzen, aber der Possadnik Kosnjatin, Dobrynins Sohn, liess ihn nicht fort und befahl die Kähne zu zerschlagen; die Nowgoroder aber riefen: „Wir wollen noch für dich gegen Boleslaw und Swjätopolk kämpfen!“ Eine allgemeine Kopfsteuer, auf jeden Mann vier Kuna, wurde aufgelegt, von den Aeltesten der Stadt aber musste jeder zehn Griwnas zahlen und jeder Bojar achtzehn¹⁾. Waräger wurden angeworben, ein zahlreiches Heer zusammengezogen und der Feldzug gegen Kijew begann.

¹⁾ Kuna, ursprünglich Kuniza, Marderfell; denn Felle waren die Werthmesser der Dinge; daher bedeutet Kuna eine Münzeinheit. Die Griwna ist eigentlich eine Gewichtseinheit, aber im übertragenen Sinne wurde es die Bezeichnung einer grössern Münzeinheit, in der Art wie das englische Pfund Sterling. Eine Griwna Silber war ursprünglich gleich einem Pfund, dann wurde sie kleiner, bis zu einem halben Pfund;

Swjätopolk, der sich durch Treubruch von Boleslaw befreit hatte, konnte nicht mehr auf ihn zählen. Als Boleslaw nicht mehr imstande war Kijew zu halten, nahm er wenigstens die galizischen Städte, welche durch Wladimir den Polen abgenommen worden waren, wieder zurück. Swjätopolk, der, wie es scheint, nicht auf die Hilfe der Kijewer rechnen konnte, wandte sich an die Petschenegen. Jaroslaw hatte am Ufer der Alta Aufstellung genommen, an der nämlichen Stelle, wo sein Bruder Boris getödtet worden war. Hier wurde, an einem Freitag des Jahres 1019, bei Sonnenaufgang eine blutige Schlacht geschlagen. Swjätopolks Heer wurde vernichtet und er musste fliehen. Unsrer Chroniken berichten, dass ein wahnsinniger Schrecken sich seiner bemächtigt hatte; seine Schwäche sei so gross gewesen, dass er sich nicht mehr auf dem Pferde halten konnte und man ihn auf einer Bahre tragen musste. So erreichte er Berestje (Brest). „Lasst uns fliehen, fliehen, man verfolgt uns!“ rief er in seinem Wahn. Die in seiner Nähe befindlichen Edelknaben liessen Erkundigungen einziehen, ob man sie verfolge, es war nicht der Fall; Swjätopolk aber schrie fortwährend: „Dort, dort! sie verfolgen uns, lasst uns fliehen!“ und gestattete nicht eine Minute Aufenthalt; er floh, man weiss nicht recht wohin, „in die Wüste, zwischen die Tschechen und Lechen“, und dort endete auch sein Leben. „Sein Grab befindet sich noch bis auf diesem Tag an jenem Orte“, sagt der Chronist, „und es entsteigt demselben ein Gestank.“¹⁾ Swjätopolks Andenken ist bei den Nachkommen mit Schmach bedeckt und sein Beinamen in der Geschichte ist „der Verdammte“.

Jaroslaw bestieg nun in Kijew den Thron²⁾ und musste dann den Kampf mit seinen übrigen Verwandten auskämpfen. Brjätischlaw, Fürst von Polozk, der Sohn seines Bruders Jsjaslaw, griff im Jahre 1021 Nowgorod an, plünderte es, nahm viele Nowgoroder gefangen und ging dann nach Polozk zurück; Jaroslaw aber, nachdem er ihn am Flusse Ssudomir eingeholt und ihm die Gefangenen und die geraubte Beute abgenommen hatte, versöhnte sich mit ihm und überliess ihm die Herrschaft von Witebsk und Uswjät.

Im Jahre 1023 war Jaroslaw genöthigt mit seinem Bruder Mstislaw zu kämpfen. Dieser Fürst, alten Berichten zufolge ein stämmiger Mann, mit rothem Gesicht und grossen Augen, kühn in der Schlacht, freigebig für sein Kriegsheer, hatte vom Vater das entfernt liegende Tjmutarakan als seinen Antheil erhalten; er war wegen seiner heldenhaften Kühnheit, insbesondere aber wegen seines Zweikampfs mit dem Kassogenfürsten

eine Griwna Marderfell ist annähernd sieben ein halb mal weniger als eine Griwna Silber.

¹⁾ Nach skandinavischen Berichten ist Swjätopolk innerhalb Russlands Grenzen, von Warägern getödtet, umgekommen.

²⁾ „Setzte sich auf den Tisch“ — heisst es im Original, und der Verfasser bemerkt dazu: „Seit dieser Zeit heisst es von dem, die Regierung antretenden Fürsten fast stets, dass „er sich auf den Tisch gesetzt“ habe. Dieser Ausdruck entspricht einer alten Ceremonie: der neue Fürst wurde thatsächlich in der Hauptkirche auf einen Tisch gesetzt und dies bedeutete die Anerkennung desselben seitens des Landes.“

Rededja berühmt. Dieser Zweikampf war lange Zeit hindurch in Russland unvergessen und ein beliebtes Thema der alten Heldengesänge. Als Beherrscher des Landes Tjmutarakan kämpften die Russen häufig mit ihren Nachbarn, den Kassogen. Deren Fürst Rededja bot einst dem Mstislaw einen Zweikampf an, mit der Bedingung, dass derjenige, welcher Sieger bleiben würde, sowohl die Habe, als auch Weib, Kind und Land des Besiegten erhalten solle. Mstislaw nahm das Anerbieten an. Rededja war von riesiger Gestalt und ausserordentlich stark und Mstislaw fing schon an zu ermatten; da richtete er sein Flehen an die allerheiligste Mutter Gottes und gelobte, falls er seinen Feind bewältigen würde, ihr zu Ehren eine Kirche zu erbauen; dann raffte er alle seine Kräfte zusammen, warf Rededja zu Boden und erstach ihn. Nach Uebereinkunft bemächtigte er sich seines Landes, seines Weibes und seiner Kinder und legte den Kassogen einen Tribut auf. Zum Dank für die Hilfe der allerheiligsten Mutter Gottes im Moment der Gefahr, baute er ihr zu Ehren eine Kirche in Tjmutarakan. Dieser fürstliche Held erhob sich nun mit den von ihm unterworfenen Kassogen gegen seinen Bruder Jaroslaw und rief die Chasaren zu Hilfe. Anfangs hatte er die Absicht, Jaroslaws Abwesenheit in Nowgorod benützend, sich Kijews zu bemächtigen, die Kijewer aber wiesen ihn ab und es scheint, dass er sie mit Gewalt weder unterwerfen konnte noch wollte. Jaroslaw rief nun die Waräger von jenseits des Meeres herbei. Es ist bemerkenswerth, dass die Fürsten jener Zeit in ihren Familienkämpfen fast stets fremde Hilfe herbei rufen mussten. So auch diesmal. Der Waräger Anführer war Jakun (Hakon), dessen Andenken in Russland sich dadurch erhielt, weil er einen mit Gold gestickten Mantel trug. Der Kampf Jaroslaws und Mstislaws begann im Lande Ssewersk, in der Nähe von Listwen. Es war Nacht und ein fürchterliches Gewitter stand am Himmel; die Waräger waren schon nahe daran die Ssewerjaner zu bewältigen, als sich der kühne Fürst Mstislaw mit seiner verwegenen Schar auf die Waräger warf und sie in die Flucht schlug; Jakun verlor sogar seinen golddurchwirkten Mantel. Als Mstislaw das Schlachtfeld am Morgen besichtigte, rief er: „Wie sollte ich mich nicht freuen, hier liegt ein Waräger, dort ein Ssewerjaner, meine Schar aber ist vollzählig!“ Seit altersher zeichneten sich die russischen Fürsten als Anführer kriegerischer Scharen aus, erst durch Annahme des Christenthums wurden sie nach und nach zu Landesregenten.

Der Sieger setzte den Krieg gegen seinen Bruder nicht fort; er sandte dem nach Nowgorod geflüchteten Jaroslaw folgende Botschaft: „Du bist der älteste Bruder, sollst also Kijew haben, mir mag das linke Dnjepr-Ufer bleiben!“ Jaroslaw musste sich damit einverstanden erklären. Mstislaw erwählte Tschernigow zu seiner Residenz und legte daselbst den Grund zur Erlöserkirche. Von nun an lebten die Brüder in herzlicher Eintracht und eroberten im Jahre 1031 die von Boleslaw weggenommenen galizischen Städte wieder zurück, indem sie die Schwäche

Metschislaws, des tapferen Boleslaw Nachfolger, benutzten; Jaroslaw führte bei dieser Gelegenheit viele gefangene Polen heim und siedelte sie an den Ufern des Ross an; auch Mstislaw erhielt einen Theil der Gefangenen, die er in seinem Lande ansiedelte. Dies war, unter anderm, der Grund, dass sich in der Bevölkerung des Kijewschen Landes ein polnisches Volkselement einbürgerte.

Mstislaw starb im Jahre 1036 auf einem Jagdzug; er hinterliess keine Kinder. Seinen Antheil erhielt Jaroslaw und von jetzt an bis zu seinem Tode blieb er, als Fürst von Kijew, der einzige Beherrscher des russischen Landes mit Ausnahme des Gebiets von Polozk. Ausser ihm lebte nur noch ein Sohn Wladimirs des Heiligen, Ssudislaw in Pskow, den Jaroslaw jedoch, bald nach Mstislaws Tode, auf eine Anklage hin, ins Gefängniss warf, wo der Unglückliche bis zu Jaroslaws Tod schmachten musste. Anfangs kam Jaroslaw häufig selbst nach Nowgorod und blieb dort längere Zeit; war er nicht dort anwesend, so liess er es durch Possadniki (Statthalter) regieren. Kosnjätin, der Sohn Dobrynins, welcher Jaroslaws Flucht übers Meer verhindert hatte, musste in der Folge dessen Zorn fühlen; er war nach Rostow verbannt und darauf in Murom getödtet. Im Jahre 1038 setzte Jaroslaw seinen Sohn Wladimir in Nowgorod ein, nach dessen Tod, im Jahre 1052 kam ein anderer Sohn Jaroslaws, Isjaslaw, an die Reihe und seit dieser Zeit herrschten in Nowgorod stets eigene Fürsten; anfangs in der Regel die ältesten Söhne der Kijewer Fürsten.

Jaroslaw erweiterte das russische Gebiet durch Eroberung neuer Länder. Er nahm nicht nur den Polen die galizischen Städte weg, sondern kämpfte auch glücklich gegen die Finnen und gründete im Jahre 1030 im Lande der Esten die Stadt Jurjew, welche nach Jurij, dem christlichen Namen Jaroslaws, benannt wurde. In den Jahren 1038 und 1040 zog er gegen die Jatwjägen und Litthauer und zwang dieselben ihm Tribut zu zahlen. Die galizischen Städte bildeten noch immer ein streitiges Gebiet zwischen Polen und Russland, Jaroslaw aber fesselte sie dadurch an Russland, dass er mit dem polnischen Fürsten Kasimir Frieden schloss und ihm seine Schwester zur Frau gab, also in ein verwandtschaftliches Verhältniss zu ihm trat. Als Morgengabe ¹⁾ sandte Kasimir 800 russische Gefangene zurück, welche einst dem Boleslaw in die Hände gefallen waren. Zu jener Zeit hatten die Menschen einen hohen Werth, weil Mangel an Menschenkräften zur Bestellung der Felder und zum Schutze des Landes herrschte. Wahrscheinlich überliess Kasimir damals auch die galizischen Städte dem russischen Fürsten endgültig; Jaroslaw half ihm dagegen bei der Unterwerfung Masoviens. Nicht so glücklich für Jaroslaw endete der Seekrieg gegen Griechenland, der letzte in der russischen

¹⁾ Wjeno ist eigentlich die Zahlung, welche der Bräutigam nach altem Gebrauch den Eltern oder Brüdern der Braut zu leisten hat.

Geschichte. Er brach bei Gelegenheit eines Streits zwischen russischen Kaufleuten und Griechen aus, wobei ein Russe getödtet wurde. Jaroslaw sandte 1043 seinen Sohn Wladimir und den Heerführer Wyschata gegen Byzanz, der Sturm jedoch vernichtete die russische Flotte und warf Wyschata mit 6000 russischen Kriegern an den Strand. Hier wurden sie von den Griechen umzingelt, gefangen genommen und nach Konstantinopel geführt. Dort stach man dem Wyschata und vielen andern Russen die Augen aus. Wladimir hatte unterdessen das Glück den Angriff der griechischen Schiffe auf dem Meere zurückzuschlagen und kehrte in sein Vaterland zurück. Nach drei Jahren wurde Friede geschlossen, die Geblendeten und alle übrigen Gefangenen entlassen und der griechische Kaiser Konstantin Monomachos gab, um den Frieden zu bekräftigen, seine Tochter dem Wssewolod, Jaroslaws Sohn, zur Frau. Es war dies nicht das einzige verwandtschaftliche Verhältniss Jaroslaws zu den fremden Fürsten damaliger Zeit. Eine seiner Töchter, Elisabeth, war an den norwegischen König Harald verheiratet, — den nämlichen, welcher der Nachwelt einen Gesang hinterlassen, in dem er seine kriegerischen Erfolge rühmt, sich aber beklagt, dass die russische Schöne kalt gegen ihn sei. Eine andere Tochter Jaroslaws, Anna, vermählte sich mit König Heinrich I. von Frankreich und trat in ihrem neuen Vaterlande zur römisch-katholischen Kirche über, die sich eben erst von der orientalischen, mit der sie bisher vereinigt gewesen war, getrennt hatte. Jaroslaws Söhne (wahrscheinlich Wjätcheslaw und Swjätoslaw) waren mit deutschen Fürstentöchtern vermählt.

Jaroslaws Hauptverdienst besteht insbesondere in der Festigung der innern Zustände des Landes. Eine seiner Leidenschaften war das Bauen; im Jahre 1037 wurde Kijew von den Petschenegen überfallen; Jaroslaw befand sich in Nowgorod und eilte mit Warägern und Nowgorodern dem Süden zu. Die Petschenegen, welche Kijew mit einer ungeheuren Macht angegriffen hatten, wurden aufs Haupt geschlagen. (Seither hörten diese Ueberfälle der Petschenegen auf; ein Theil derselben siedelte sich auf russischem Boden an und wir finden sie in der Folge, mit den Russen zusammen, in den Heeren der russischen Fürsten.) Zur Feier dieses Ereignisses schuf Jaroslaw die Kirche zur heil. Sophie, auf der nämlichen Stelle, an der das Gemetzel mit den Petschenegen am heftigsten gewesen war.

Diese Kirche zur heil. Sophie wurde von griechischen Baumeistern errichtet und von griechischen Künstlern geschmückt. Trotz aller späteren Um- und Anbauten kann sich dieselbe auch heute noch als ein Muster byzantinischer Baukunst jener Zeit, nicht nur in Russland, sondern auch in ganz Europa sehen lassen. Bei uns ist es der einzige monumentale Bau des XI. Jahrhunderts, welcher noch verhältnissmässig gut erhalten ist. Ursprünglich war es ein längliches steinernes Gebäude, theils aus ungeheuren Platten von gebranntem Lehm und theils aus Feld-

steinen aufgerichtet; 51 $\frac{1}{2}$ Arschin lang und etwa 76 Arschin breit; die Höhe betrug zwischen 60 und 70 Arschin ¹⁾. Auf der nördlichen, westlichen und südlichen Seite befanden sich steinerne Chöre, welche auf der südlichen und nördlichen Seite von dicken Pfeilern mit drei Bögen unten und oben gestützt waren. Das Sanktuarium war dreitheilig, halbrund, mit Fenstern versehen und hatte zwei Nebenaltäre. Das Ganze wurde durch fünf Kuppeln erhellt, von denen die grösste sich über der Mitte der Kirche befand, die vier andern waren über den Chören. Altarwände, Altarpfeiler und Hauptkuppel waren mit Mosaiken verziert, die übrigen Wände mit Malereien ²⁾. Von aussen hatte die Kirche eine Vorhalle, von welcher aus auf der südlichen und nördlichen Seite zwei Wendeltreppen auf den Chor führten. Die Treppen waren mit verschiedenen Abbildungen aus dem Profanleben, wie z. B. einer fürstlichen Jagd, einer fürstlichen Gerichtssitzung, Volksbelustigungen u. dgl. bemalt. (Diese Fresken existiren noch jetzt, jedoch etwas renovirt.)

Ausser der Kirche zur heil. Sophie baute Jaroslaw noch die Kirche der heil. Irene (welche jetzt nicht mehr existirt), und das Kloster des heil. Georg; er erweiterte Kijew nach Westen zu und baute die sogen. Goldene Pforte und darüber die Kirche zu Mariä Verkündigung. Auf seinen Befehl errichtete sein Sohn Wladimir die Kirche zur heil. Sophie in Nowgorod, 1045, nach dem Muster der von Kijew, doch in kleinerem Massstabe. Diese Kirche wurde das vornehmste Heiligthum Nowgorods.

Jaroslaws Regierung zeichnete sich aus durch die Verbreitung der christlichen Religion in allen russischen Ländern. Die Generation derjenigen Kinder, denen Wladimir Schulunterricht hatte ertheilen lassen, war damals schon herangewachsen und Jaroslaw setzte diese Thätigkeit seines Vaters fort; wenigstens ist ein Bericht auf uns gekommen, dass er in Nowgorod 300 Kinder von Starosten und Pfaffen habe sammeln und in die „Bücherlehre“ abgeben lassen. Im Ssusdaler Lande kämpfte Jaroslaw im Jahre 1024 gegen das Heidenthum. Es war in dieser Gegend eine Hungersnoth ausgebrochen und Zauberer verbreiteten die Meinung, dass alte Weiber Korn und allerlei Vorräthe versteckt halten. In Folge dessen rebellirte das Volk und tödtete einige Weiber. Jaroslaw kam nach Ssusdal, liess die Zauberer hinrichten, warf ihre Genossen ins Ge-

¹⁾ Eine Arschin ist gleich 0,7112 Meter.

²⁾ Gegenwärtig ist vom ehemaligen Mosaikgrunde auf dem Haupt-Altargemälde noch die Abbildung der Mutter Gottes mit erhobenen Händen, und unten, an der nördlichen Wand, ein Theil der Abbildung des heil. Abendmahls, noch tiefer unter diesem, ein Theil von Darstellungen verschiedener Heiliger übrig. Auf den Altarpfeilern befindet sich die Abbildung der Verkündigung Mariä, links der Engel mit dem Zweige und am gegenüberstehendem Pfeiler die heil. Jungfrau spinnend. Ausserdem ist noch ein Theil des Mosaiks der Kuppel erhalten. Die antike Wandmalerei wurde im XVII. Jahrhundert mit Kalk neu verputzt und übermalt; im XIX. Jahrhundert schlug man den neuen Mörtel wieder herunter, stellte den alten Grund wieder her und besserte ihn aus; die Arbeit ist aber nicht besonders gut gelungen und stellenweise zu willkürlich restaurirt.

fängniss und belehrte das Volk, dass die Hungersnoth eine Strafe Gottes, nicht aber eine Folge der Hexerei alter Weiber sei. Das Christenthum verbreitete sich immer mehr unter dem Volke dieses Landes. In Kijew fasste der neue Glaube am tiefsten Wurzel und die Folge war, dass dort ein Kloster nach dem andern entstand. Die Vermehrung der Bischofs- oder Metropolitansitze führte zur Errichtung eines über die übrigen erhabenen Haupt- oder Metropolitansitzes. Gleichzeitig mit der Gründung der Sophienkirche legte Jaroslaw den Grund zur russischen Metropolitwürde. Der erste Metropolit unter Jaroslaw war Theopempt, welcher im Jahre 1039 die Zehntenkirche, die durch Jaroslaw umgebaut worden war, einweihte. Im Jahre 1051 stellte das Concilium der russischen Bischöfe anstatt des Theopempt, den Hilarion auf, einen gebornen Russen und hervorragenden Gelehrten damaliger Zeit, wie das von ihm hinterlassene Werk „Von der Gnade und dem Gesetze“ bekundet. Jaroslaw selbst war ein Freund des Lesens und liebte die Unterhaltung bücherkundiger Leute; er berief kenntnisreiche Männer und gab ihnen den Auftrag griechische Werke geistlichen Inhalts ins Russische zu übersetzen, die er dann abschreiben liess. Auf diese Weise entstand eine Büchersammlung, welche Jaroslaw in der Sophienkirche aufbewahrte. Es scheint der Fürst von Kijew hatte die Absicht sein Geschlecht in den Augen des Volkes zu heiligen und dies war wohl auch der Grund, weshalb er, bald nachdem er den Kijewer Fürstensitz eingenommen, die Leiche Gljebs nach Wyschgorod überführen und sie neben der Leiche des Boris bestatten liess. Seit dieser Zeit fing das Volk an nach Wyschgorod zu wallfahren um diese Reliquien zu verehren; dieselben wurden als unverweslich erklärt und bei ihren Grabstätten sollen Heilungen stattgefunden haben. Im Jahre 1044 verrichtete Jaroslaw eine eigenartige Ceremonie: er liess die Gebeine seiner Onkel Oleg und Jaropolk ausgraben, in der Zehnten-Kirche taufen und dann in der Kirche beerdigen.

Jaroslaw ist es auch, dem wir die Sammlung der alten Gesetze verdanken, welche unter dem Namen „Russkaja Prawda“ (das russische Recht) bekannt sind. Diese Sammlung, welche in verschiedenen mehr oder minder vollständigen Bearbeitungen vorhanden ist, enthält Gesetzesbestimmungen, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten erlassen wurden; das Wann und Wo ist jetzt unmöglich zu bestimmen. Die älteste, uns überlieferte Bearbeitung geht nur bis ans Ende des XIII. Jahrhunderts zurück; unzweifelhaft sind einige Theile unter den Söhnen und Enkeln Jaroslaws abgefasst, was ausdrücklich darin erwähnt ist. Die ersten siebzehn Abschnitte dieser Sammlung werden von den Gelehrten dem Zeitalter Jaroslaws zugeschrieben, obschon es nicht zu leugnen ist, dass vielleicht ein grosser Theil der nachfolgenden Partien anfänglich auch aus dieser Zeit herstammte. Der Hauptinhalt von Jaroslaws Gesetzen bezieht sich auf Injurien- und Indemnitätsfälle. Im Allgemeinen war sowohl für Mord (Todtschlag) als auch für Verstümmelung

Wiedervergeltung gestattet. Das Wiedervergeltungsrecht für Mord konnte gesetzlich der Bruder für den Bruder, der Sohn für den Vater und der Vater für den Sohn, auch der Neffe für den Onkel ausüben. Hatte aber eine Vergeltung nicht stattgefunden, so musste dem Fürsten ein Wehrgeld, je nach dem Grad der Beleidigung und dem Stand des Beleidigten gezahlt werden. Für die Tödtung eines freien Mannes waren 40 Griwnas, für eines Fürsten Mann aber 80 Griwnas festgesetzt. Wahrscheinlich kann die Einsetzung des sogen. „wildes“ Wehrgelds, welches dem Fürsten von der Gemeinde in dem Falle gezahlt werden musste, wenn auf deren Gebiet ein Mord stattgefunden hatte, ohne dass gegen den Mörder Klage erhoben wurde, auch auf Jaroslaws Zeit zurückgeführt werden. Derjenige, welcher bei einem Andern einen ihm gestohlenen Gegenstand entdeckte, konnte, wenn er den Diebstahl vorher öffentlich angezeigt hatte, sein Eigenthum ohne weiteres wegnehmen. War jedoch keine Anzeige von ihm gemacht worden, so musste er den Dieb vorführen, d. h. es musste untersucht werden, auf welche Weise er zu dem Gegenstand gekommen sei. Ein gleiches Verfahren fand statt, wenn es sich um einen entflohenen oder gestohlenen leibeigenen Knecht handelte. Falls der Angeklagte leugnete, wurde die Angelegenheit durch zwölf gewählte Männer entschieden.

Noch vor seinem Tode setzte Jaroslaw seine Söhne in die verschiedenen russischen Länder ein. Sein ältester Sohn Wladimir in Nowgorod starb noch vor seinem Vater, im Jahre 1052. Der zweite Sohn, Isjaslaw, war in Turow, nach Wladimirs Tode übergab ihm sein Vater Nowgorod und bestimmte, dass er nach seinem Tode das Fürstenthum Kijew haben solle; in Tschernigow war Swjätoslaw, in Perejaslaw — Wssewolod, in Wladimir-Wolynsk — Igor und in Smolensk — Wjätcheslaw.

Jaroslaw starb am 20. Februar 1054 in den Armen seines Lieblingssohnes Wssewolod und wurde in der Sophienkirche in einem Marmorsarge, der noch bis jetzt erhalten ist, beigesetzt.

III.

Der ehrwürdige Theodosios von Petschersk.

Zur Zeit als Russland das Christenthum annahm, war die orthodoxe (d. h. griechische) Kirche vom Geist des Mönchthums erfüllt und die Religiosität stand unter dem Einfluss einer exclusiv klösterlichen Richtung. Es hatte sich die Vorstellung gebildet, dass der Mensch das Wohlgefallen Gottes am sichersten durch Entbehren, Leiden, Kasteiungen, Entsagung von den Lüsten der Welt, sogar durch Verzichtleistung auf den

Umgang mit seinesgleichen, erringen könne; — dass der Menschen Trauer, Leiden und Thränen Gott angenehm seien, und dass, im Gegentheil, ein heiteres, ruhiges Leben führen — dem Teufel dienen bedeute und zum Verderben führe. Das Vorbild eines gottgefälligen Menschen war der von jeglichem Verkehr mit Andern losgelöste Anachoret, der Einsiedler, der sich freiwillig in eine enge Zelle, Höhle, auf einen Pfeiler oder in der Höhlung eines Baumes u. s. w. zurückgezogen, der sich mit der frugalsten, rohesten Speise begnügte, der das Gelübde des Schweigens ablegte, der seinen Leib mit schweren eisernen Ketten belastete und ihn allen Widerwärtigkeiten der Unreinlichkeit preisgab, — diesen betrachtete man als das Vorbild hoher christlicher Tugend. Konnten auch nicht Alle ein solches Leben führen, so war es doch die Pflicht Aller sich diesem Ideal zu nähern. Das Wort „Erlösung“ im christlichen Sinne, stand in engster Beziehung zu einer Lebensweise, welche sich mehr oder minder in einer Richtung, wie die hier angedeutete, bewegte. Der Gottesdienst war so eingerichtet, als ob er ausschliesslich für das Klosterleben geschaffen sei: endloses Lesen und Stehen, zahlreiche Gebete und Regeln; die Symbolik und das Ceremoniell ausserordentlich complicirt, — Alles war für eine menschliche Gesellschaft berechnet, deren einzige Beschäftigung das Beten war. Selbst der Inhalt der Gebete, die zum gewöhnlichen Kirchengebrauch dienten und von Einsiedlern verfasst waren, trug mehr dem Bedürfnis des klösterlichen, als des weltlichen Lebens Rechnung. Das höchste Ideal des Christen war der vollkommene Anachoret, dann folgte, vom Standpunkt der Frömmigkeit betrachtet, die klösterliche Gemeinde, die Coelibatäre, die Fastenden und Büssenden, welche man für die wahre christliche Gemeinde hielt. Was sich ausserhalb dieses Kreises befand, „die Welt“, konnte nur durch Gebete der Einsiedler und Mönche und durch grösstmögliche Annäherung an die klösterliche Lebensweise erlöst werden. Daher kam es, dass das Fasten als eines der Hauptmittel zur Erlösung, in den Augen des Volkes die grösste Bedeutung erhielt und auch bis jetzt noch hat. Den Besuch von Klöstern hielt man für eine Gott besonders wohlgefällige Handlung und zwar um so mehr, je mehr Entbehrungen und Mühseligkeiten damit verbunden waren; der fromme Weltmensch glaubte daher sich von den ewigen Höllenqualen dadurch befreien zu können, dass er vor dem Tode entweder sein Besitzthum dem Kloster vermachte oder sich beeilte selbst noch Mönch zu werden. Obschon die Ehe von der Kirche als eine heilige Einrichtung anerkannt worden war, so schätzte man das ehelose, mönchische Leben dennoch weit höher als das eheliche und der Fromme konnte in den erbaulichen Lebensbeschreibungen und Predigten beständig Beispiele finden, wie ein heiliger Mann die Ehe vermeiden, die Weiber fliehen müsse, um ein möglichst einsiedlerisches oder klösterliches Leben zu führen. Die fromme Meinung des Volks ging in dieser Beziehung sogar noch weiter als die Lehre der Kirche, sie nannte jegliche An-

näherung der Geschlechter, die eheliche nicht ausgenommen, Sünde. Bekanntlich giebt es auch jetzt noch im Volke Viele, welche die Ursünde Adams und Evas aus der geschlechtlichen Verbindung herleiten, obschon eine solche Erklärung von der Kirche längst schon verworfen worden ist. Nichtsdestoweniger aber achtet die Kirche selbst das ehelose Leben höher als das Ehe- und Familienleben.

Das Kloster mit seinen Regeln, mit seinen frommen Erinnerungen und Ueberlieferungen hatte die Bestimmung der Mittelpunkt des geistigen Lebens, der Brennpunkt der Aufklärung zu werden, deren Strahlen die sündliche Welt erleuchten sollten. Nach religiöser Auffassung war es namentlich der Fürbitte jener Streiter, die sich von der Welt losgesagt und den breiten Pfad mit allen zeitlichen Genüssen verschmäht hatten, zu danken, wenn Gottes Langmuth diese sündige Menschheit noch verschont habe. Sie waren es, die für diese Sündenwelt beteten, und ihre Liebe, ihr Dienst für die Menschheit, bestand eben darin.

In einer Zeit, wo sich die geistige Thätigkeit fast ausschliesslich in der religiösen Sphäre bewegte, oder wo sich diese Thätigkeit unter dem mächtigen Einfluss der Religion befand, das Kloster eine Schule des Volkes und die Mönche dessen Lehrer wurden, concentrirte sich in den Klöstern sowohl die Gelehrsamkeit als auch ein ansehnlicher Theil des bis auf den heutigen Tag noch erhaltenen Schriftthums, der einen fast ausschliesslich klösterlichen Charakter trägt.

So war es in der byzantinischen Welt und so waren die Verhältnisse, welche von dort herüber zu uns kamen. Wenn gleichzeitig mit dieser von Byzanz entlehnten Richtung sich auch Anfänge der selbstständigen geistigen Thätigkeit eines jungen und begabten Volkes geltend machten, so konnte diese Thätigkeit doch dem klösterlichen Geist noch nicht die Wagehalten. Die Legenden von den heiligen Mönchen des Höhlenklosters waren Jahrhunderte lang das einzige Werk, welches dem ganzen russischen Volk bekannt war; ein poetisches Erzeugniss des XII. Jahrhunderts, „Das Lied vom Heere Igors“ ist uns nur zufällig, in einer einzigen Handschrift, erhalten; — ein trauriger Beweis des Untergangs einer Litteraturgattung, die nicht im Stande war in dem Grad festen Fuss zu fassen, wie die Produkte der Klöster.

Die Lehre von der Weltentsagung, von der Kasteiung des Fleisches, vom Anachoretenthum und dem Klosterleben kam gleichzeitig mit der Lehre des Christenthums zu uns. Obschon in den alten Chroniken von Klöstern zu Wladimirs Zeiten nichts erwähnt ist, so ist der Grund davon doch wohl der, weil damals das Christenthum eben erst Eingang gefunden hatte; Anfänge mönchischen Lebens waren jedoch wahrscheinlich auch damals schon vorhanden. Aus Jaroslaws Zeit haben wir eine positive Nachricht, dass unter seiner Regierung in Kijew Klöster gegründet wurden und dass die Anzahl der Mönche gestiegen sei; dieser Fürst war ein Freund der Geistlichkeit, insbesondere der Mönche. Die ersten An-

fänge des Klosterlebens waren allerdings noch schwach, da es an willensstarken Leuten fehlte. Antonius und hauptsächlich Theodosios waren, als Gründer des Höhlenklosters bei Kijew, die eigentlichen Gründer des Klosterlebens. Das Graben von Höhlen um darin zu wohnen und Busse zu thun, war in Egypten Brauch und hatte sich im ganzen Orient verbreitet. Gleichzeitig mit andern religiösen Ueberlieferungen kamen auch die Berichte von den Gott wohlgefälligen Höhlenbewohnern zu uns herüber und es fanden sich Nachahmer. Der erste, welcher in der Nähe Kijews eine Höhle zu graben begann, war ein Geistlicher des Dorfes Berestowo, Hilarion, welcher später bis zur Würde eines Metropoliten aufstieg. In der von ihm verlassenen Höhle richtete sich der junge Antonius aus Ljubetsch ein, der zum Berge Athos gepilgert und dort Mönch geworden war. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland genügte ihm das Kijewer Klosterleben nicht mehr, er siedelte sich in der Höhle an und kasteite sich. Seine Nahrung bestand nur aus Brot und Wasser und zwar genoss er beides nur je einen Tag um den andern. Bald verbreitete sich sein Ruhm in Kijew und fromme Leute brachten ihm den Lebensbedarf. Sein Beispiel veranlasste einen Geistlichen, namens Nikon, sich ihm anzuschliessen und mit ihm zusammen in der Höhle zu leben. Diesem folgte ein dritter Gefährte, Theodosios.

Die Lebensgeschichte dieses Heiligen ist uns erhalten. An dem hohen Alter derselben ist nicht zu zweifeln, da wir aus Handschriften des XII. Jahrhunderts und aus dieser Lebensbeschreibung selbst ersehen, dass Nestor, der Chronist des Höhlenklosters, ihr Verfasser ist. Nach dieser Lebensbeschreibung war Theodosios aus der Stadt Wassiljew (gegenwärtig Wassiljkow) gebürtig und kam als Kind mit seinen Eltern nach Kursk. Sein Vater starb, als Theodosios 13 Jahr alt war, seine Mutter war eine Frau von finsterer, hartherziger Gemüthsart. Schweigsamkeit und Nachdenklichkeit waren die hervorragendsten Eigenschaften des Theodosios; von den Spielen der Kinder hielt er sich fern; die Religion war es, welche frühzeitig schon diese in sich gekehrte Natur gefesselt hatte. Sein Frömmigkeitsgefühl entwickelte sich schon in der Jugend und erfüllte ihn ganz. Es zeigte sich diese Anlage durch ein Streben nach Einfachheit; äusserliche Zeichen, die ihn von Niedrigerstehender unterscheiden sollten, waren ihm zuwider, glänzende Kleider konnte er nicht leiden und er kleidete sich am liebsten so einfach wie die Sklaven, und ging auch mit ihnen zur Arbeit. Seine Mutter war darüber böse und schlug ihn. Fromme Pilger, die aus Jerusalem gekommen waren, erzählten ihm von den Orten, an denen der Erlöser gelebt, gelehrt und gelitten hatte und er entfernte sich heimlich mit ihnen. Die Mutter holte ihn jedoch ein, schlug ihn, legte ihm Ketten an und hielt ihn so lange gefesselt, bis er ihr das Versprechen gab, nicht mehr zu entfliehen. Als Theodosios seine Freiheit wieder erlangt hatte, fing er an Weihbrote zu backen. Auch dies ärgerte die Mutter, weil eine solche

Beschäftigung ihr nicht standesgemäss schien. Dieser mütterliche Despotismus trieb den Jüngling abermals aus dem Hause, er entfloh wieder und kam in eine andere Stadt, wo er sich bei einem Geistlichen verbarg; die Mutter aber fand ihn auch diesmal und schlug ihn. Diese Unzufriedenheit der Mutter, welche die Frömmigkeit des Sohnes nicht dulden wollte, kann nur durch die heidnischen Zustände erklärt werden, in welchen sich das russische Volk damals noch befand, als das Christenthum erst seit Kurzem eingeführt war. In Kursk, einer entlegenen, wenig bedeutenden Stadt, gab es damals noch kein Kloster; die Einwohner waren zwar schon getauft, hatten sich aber noch nicht mit dem Klosterleben vertraut gemacht und die Sitten der Mönche kamen ihnen sonderbar und fremdartig vor. Hier fand der Mann, welchen der Chronist den Herrn der Stadt nennt, — wahrscheinlich ein fürstlicher Beamter oder ein Possadnik Jaroslaws, — Gefallen an Theodosios; er nahm ihn in sein Haus auf und kleidete ihn anständig. Theodosios aber gab die ihm geschenkten Kleider den Bettlern und zog die gemeine Tracht vor. Er legte eiserne Ketten um seinen Leib, wahrscheinlich um den heiligen Einsiedlern, von denen er gehört, dass sie dergleichen Fesseln trugen, nachzuahmen. Als seine Mutter diese Ketten, welche den Körper ihres Sohnes wund gerieben hatten, zufällig erblickte, nahm sie ihm dieselben ab und schlug den Sohn abermals.

Jetzt entschloss sich der Jüngling um jeden Preis zu entfliehen. Er hatte gehört, dass es in Kijew Klöster gäbe, und richtete nun seine Schritte dorthin um Mönch zu werden. Der Weg war weit und Theodosios kannte die Richtung nicht; glücklicher Weise traf er den Waarenzug eines Kaufmanns, der nach Kijew fuhr, und folgte ihm, ohne ihn aus den Augen zu verlieren. Hielt der Zug an, so hielt auch er an, und fuhr der Zug weiter, so setzte auch er seine Reise wieder fort. So gelangte er endlich nach Kijew. Er fand aber die Kijewschen Klöster noch weniger befriedigend, als Antonius sie gefunden hatte; da er arm war, so wollte man ihn in keinem Kloster aufnehmen, bis er endlich von Antonius hörte, sich zu ihm begab und ihn bat, dass er ihn bei sich aufnehmen möchte.

„Kind, sprach Antonius, diese Höhle ist ein enger und trauriger Aufenthaltsort; Du bist noch jung, ich glaube nicht, dass Du dies trüb-selige Leben hier ertragen wirst.“

„Ehrwürdiger Vater“, antwortete Theodosios, „Du erkennst Alles voraus und weisst, dass Gott es war, der mich zu Deiner Heiligkeit führte; ich will thun, was Du befehlst.“

„Kind“, sprach Antonius, „gelobt sei Gott, der in Dir diesen Vorsatz befestigt hat; weile hier.“

Er befahl dem Nikon Theodosios als Mönch aufzunehmen. Es regierte damals Fürst Jaroslaw. Erst nach vier Jahren gelang es der Mutter die Spur des verschwundenen Sohnes aufzufinden; sie kam nach

Kijew, und nur mit vieler Mühe, durch die Vermittlung des Antonius, konnte sie ihren Sohn zu einer Zusammenkunft bewegen.

Trotz aller Bitten und alles Flehens blieb Theodosios unerschütterlich; er überredete die Mutter sogar Nonne zu werden.

Um ihren Sohn zuweilen sehen zu können, fasste sie den Entschluss sich im Kloster des heil. Nikolaus (auf dem sogenannten Grabe Oskolds) einkleiden zu lassen.

Die Zahl der Einsiedler vergrösserte sich nach und nach. Ein junger Mann, der Sohn eines Bojaren, kam auch um die Ermahnungen der Einsiedler zu vernehmen und entschloss sich bei ihnen zu bleiben. Nikon nahm ihn auf, und ein Anderer, der dem fürstlichen Hofe angehörte, der Castrat Jefrem, folgte ihm. Diese Ereignisse brachten den Kijewschen Fürsten Isjaslaw Jaroslawitsch dermassen gegen die Höhlenbewohner auf, dass er ihre Höhle zu zerstören drohte. Doch obschon der Fürst zürnte, so liess er die Einsiedler dennoch in Ruhe. Der Bojarensohn aber, der sich unter dem Namen Warlaam hatte einkleiden lassen, musste mit seiner Familie einen grossen Kampf bestehen. Er war verheiratet und sein Vater entführte ihn mit Gewalt aus der Höhle. Um ihn vom Mönchthum abwendig zu machen, liess er kein Mittel unversucht und beauftragte die junge Frau durch Liebe auf ihn einzuwirken. Der Erzähler schildert nun die Liebkosungen der Frau, grade so, als ob es sich um die Berückungen einer Buhlerin handele. Warlaam sass in einem Winkel, ohne die ihm dargebotene Speise zu berühren und ohne die Liebkosungen seiner Frau zu beachten; so verhielt er sich drei Tage lang, schweigend und in Gedanken Gott bittend, er möge ihn stärken und ihn von den Reizen des Weibes erlösen. Endlich, als die Eltern sahen, dass nichts mit ihm auszurichten sei, entliessen sie ihn unter Thränen; seine zur Wittwe gewordene Frau beweinte ihn und auch die Diener, welche ihn liebten weinten ihm nach; Warlaam aber wurde durch nichts geführt. Diese Episode in der Lebensbeschreibung des Theodosios kann als Beispiel dessen dienen, was in den Werken der Mönche hauptsächlich hervorgehoben wurde: es war die ausserordentliche Bevorzugung des ledigen, mönchischen Standes, gegenüber den Familienbanden des Ehelebens, das doch stets vom Geist der christlichen Religion und von den Satzungen der rechtgläubigen Kirche gutgeheissen und geheiligt worden war.

Warlaam erbaute eine Kirche über der Höhle und wurde, nachdem Nikon aus Kijew nach Tjmutarakan gezogen, Abt. Von nun an begann hier das eigentliche Klosterleben. Bald darauf wurde Warlaam, auf Wunsch des Fürsten, als Abt an das Kloster des heil. Demetrius in Kijew versetzt und an seine Stelle trat Theodosios, von der Bruderschaft gewählt und von Antonius bestätigt und geweiht.

Bis jetzt hatten die Höhlenbewohner eng und überaus karg gelebt; sie nährten sich von Brot und Wasser und nur an Sonnabenden und Sonntagen war ein Pflanzenbrei (Linsengericht) gestattet: häufig aber, in

Ermangelung eines solchen, mussten gesottene Kräuter genügen. Theodosios übertraf Alle an Bedürfnisslosigkeit, denn er war von sehr kräftigem Körperbau. Er bediente Alle, trug Wasser und schleppte Brennholz herbei; Alle lebten von ihrer Hände Arbeit und für den Erlös derselben wurde Korn gekauft, das jeder für sich zermahlen musste; waren die Anderen müde und ruhten aus, so mahlte Theodosios für sie. In den Sommernächten verliess er die Höhle, entblösste seinen Leib bis zum Gürtel und flocht aus Wolle Strümpfe und Kappen, die er dann verkaufte um seinen Unterhalt zu bestreiten; während der Arbeit sang er Psalmen und liess sich von den am Dnjepr häufig vorkommenden kleinen Stechfliegen und Mücken blutig stechen. Beim Gottesdienst war er der Erste und der Letzte in der Kirche und stand während der ganzen Feierlichkeit auf dem nämlichen Fleck, ohne sich nur einen Schritt weit zu rühren. Solcher Eifer und solche Demuth fössten Ehrfurcht gegen ihn ein und brachten ihm hohen Ruhm.

In seiner Würde als Abt that sich Theodosios in hohem Grade durch sein Talent als Ordner und Verwalter hervor. Die äusseren Abzeichen seiner Würde waren ihm nicht nur gleichgültig, sondern sogar zuwider; dagegen verstand er wie Niemand, in Wirklichkeit zu herrschen und hielt das Kloster durch seinen moralischen Einfluss in unbedingter Zucht und Ordnung. Er fand in der Nähe der Höhle einen günstigen Bauplatz und nach kurzer Zeit erhob sich dort eine zweite Kirche, zu Ehren der allerheiligsten Mutter Gottes; ringsherum erbaute er Zellen und übersiedelte dann mit der gesammten Bruderschaft aus den Höhlen dorthin. Einen der Brüder sandte er nach Konstantinopel zu dem Castraten Jefrem und liess ihn bitten für das neuerrichtete Kloster Regeln zu senden. Der Castrat Jefrem, ein ehemaliger Genosse des Theodosios, sandte ihm das Statut eines konstantinopoler Klosters, das sich sowohl durch die Heiligkeit seiner frommen Streiter, als auch durch Eifer für die Rechtgläubigkeit, zur Zeit der Bilderstürmerei, ausgezeichnet hatte. Dieses Statut war Jahrhunderte lang die Regel des Höhlenklosters.

Theodosios war äusserst streng; er forderte von den Brüdern die peinlichste Erfüllung der Regeln und achtete stets darauf, dass sie sich ihre klösterlichen Aufgaben nicht erleichterten. Er ging des Nachts zu den Zellen hin, horchte an den Thüren und schlug mit dem Stock daran, sobald er hörte, dass die Mönche sich mit einander unterhielten. Niemandem gestattete er eigene Sachen zu besitzen und wenn er in einer Zelle dergleichen fand, so warf er es ins Feuer. Keiner von den Brüdern durfte etwas essen, ausser was beim gemeinschaftlichen Mahl gereicht wurde. Hauptsächlich aber forderte er unbegrenzten Gehorsam dem Willen des Abts gegenüber, einen stummen, widerstandslosen Gehorsam. Diesen Gehorsam stellte er höher als Fasten, höher als alle Kasteiungen, höher als das Gebet. Jede Aenderung der Befehle des Abts wurde als Sünde betrachtet. Einst wurden bei der gemeinschaft-

lichen Mahlzeit Brote gereicht, die der Abt für den vorigen Tag bestimmt hatte; diese Aenderung war deshalb vorgenommen worden, weil am vorigen Tage noch andere Brote im Kloster vorhanden waren. Theodosios jedoch befahl die Brote ins Wasser zu werfen und der schuldige Bruder erhielt Kirchenbusse. Die Brüderschaft wurde zur buchstäblichen und strengsten Erfüllung des Willens ihres Abts erzogen; einst weigerte der Pförtner sogar dem Fürsten Isjaslaw den Eintritt ins Kloster, weil er zu einer Zeit gekommen war, in der Unbetheiligte auf Befehl des Theodosios innerhalb der Klostermauer nicht zugelassen werden sollten. Forderte der Abt von den Brüdern strenge Armuth und Fasten, so war er auch selbst, in dieser Beziehung, den Andern ein Vorbild; er ass gewöhnlich nur Roggenbrot und gesottene Kräuter ohne Oel, er trank nur Wasser; während der grossen, vierzigägigen Fasten, bis zum Freitag der Palmwoche, schloss er sich in eine enge Höhle ein, auch trug er stets ein härenes Gewand auf dem blossen Körper und darüber einen schlichten Kittel. Seinen Körper, mit Ausnahme der Hände, wusch er nie.

Obschon Theodosios seinen Mönchen eine strenge Absonderung von der Welt, die als Brutstätte aller Uebel dargestellt wurde, zur Pflicht machte, so kam er doch selbst durch Werke der christlichen Barmherzigkeit mit Weltmenschen in Berührung. In der Nähe des Klosters errichtete er ein Gehöft für Krüppel, Blinde und Lahme und überwies ihnen den zehnten Theil der Klostereinkünfte; des Sonnabends sandte er Brot in die Gefängnisse. Obschon das Kloster beständig milde Gaben empfing, so sammelte Theodosios doch keine Reichthümer, sondern vertheilte Alles in Almosen und es gab nicht selten Tage, an denen das Kloster selbst plötzlich grossen Mangel litt. In solchen Fällen vertraute Theodosios der Barmherzigkeit Gottes und es geschah häufig, dass sein Vertrauen durch unerwartete Darbringungen gerechtfertigt, und die Noth von der Brüderschaft abgewandt wurde. Weltliche wandten sich an Theodosios mit der Bitte um Schutz und Hilfe gegen Fürsten und Richter und er half durch seine Vermittlung, denn die Fürsten und Richter beachteten Theodosios Stimme als die eines Gerechten.

Es geschah nicht selten, dass Fürsten zu ihm kamen, auch luden sie ihn zu sich ein. Als er einst zum Fürsten Swjätoslaw Jaroslawitsch kam, traf er dort eine grosse, heitere Gesellschaft. Einige spielten die Harfe und Orgel, andere sangen Lieder; Theodosios hörte Alles mit trauriger Miene an und sprach dann: „Wird es wohl auch in jener Welt also sein?“ Sofort befahl der Fürst, aus Achtung vor der Anwesenheit des weltentsagenden Mönchs das Fest zu unterbrechen und es kam nie wieder vor, dass Theodosios solche Festlichkeiten bei ihm antraf. Dies hinderte jedoch den Fürsten nicht, sich, in Abwesenheit des Theodosios, der Heiterkeit zu überlassen.

Das gute Verhältniss zwischen Theodosios und den Fürsten hinderte ihn übrigens nicht, deren Ungerechtigkeiten zu rügen. Als Swjätoslaw

seinen Bruder Isjaslaw vertrieb, tadelte ihn Theodosios und verglich ihn in seinem Sendschreiben mit Kain, der den Abel tödtete. Swjätoslaw wurde darüber so böse, dass er dem Abt drohte, er würde ihn einkerker lassen. „Ich freue mich dessen, sprach Theodosios, es wäre mir das Liebste auf der Welt. Wovor sollte ich mich auch fürchten, etwa vor dem Verlust von Besitz und Reichthum? Vor einer Trennung von Kindern oder Gütern? Nackt sind wir auf die Welt gekommen, nackt werden wir sie auch verlassen!“ Der Fürst liess den von Allen verehrten Theodosios in Frieden und auch Theodosios stellte die Anklagen gegen Swjätoslaw ein; er begnügte sich ihn bei jeder Gelegenheit zu bitten, dem Bruder sein Fürstenthum zurückzugeben und liess in seinem Kloster zuerst für Isjaslaw, den Grossfürsten, und dann erst, gleichsam aus Nachsicht, für Swjätoslaw beten.

Einige Erbauungspredigten des Theodosios sind uns erhalten; ein Theil derselben ist ausschliesslich an die Klosterwelt gerichtet und bezieht sich vorzugsweise auf Gottesdienst und Klosterleben; die andern sind an die Christen überhaupt gerichtet. In einer der letzteren, „Von den Strafen Gottes“ handelnd, bezeichnet Theodosios die allgemeinen Kalamitäten, wie Hungersnoth, Krankheiten, Feindesüberfälle, als Folgen unserer Sünden, durch welche Gottes Strafen hervorgerufen werden; er verdammt auch den heidnischen Aberglauben, der in der Gesellschaft, die erst seit kurzer Zeit das Christenthum angenommen hatte, noch sehr verbreitet war. Wenn man z. B. einem Mönch, einer Nonne, einem Pferd mit einer Blässe oder einem Schwein begegnete, so hielt man das für ein böses Omen, welches den Begegnenden veranlasste umzukehren. Theodosios bekämpft auch den Aberglauben, der mit dem Niesen verknüpft war, er eifert gegen Zauberei, Wahrsagerei und gegen den Glauben an Wahrzeichen; gegen das Zinsnehmen, gegen weltliche Belustigungen und Musik, welche damals mit Harfen und Schalmeien gemacht wurde; gegen Gaukler und gegen den heidnischen Brauch bei Gastmählern die Weiber zu küssen. Am meisten aber eifert er gegen die Trunksucht, welche auch damals stark verbreitet war; mässiges Trinken jedoch gestattete er. Bemerkenswerth ist, dass in seiner Antwort an Isjaslaw über einige Themata der Gottesfurcht, Theodosios sich in Bezug auf Fastenregeln toleranter ausspricht, als spätere Kirchenlehrer. Für Mittwoch und Freitag schreibt er den Weltlichen nur die Enthaltbarkeit von Fleisch vor; Klostergeistliche aber sollten auch Milchspeisen vermeiden. Das Verbot von Fleisch am Mittwoch und Freitag war nicht einmal obligatorisch; es konnte von einem Geistlichen sowohl auferlegt, als auch erlassen werden. Niemand solle sich selbst Fasten auferlegen, nur dann müsse man fasten, wenn der Beichtvater es befiehlt. An den Festen Christi und der Mutter Gottes, wenn sie auf Mittwoch oder Freitag fallen, gestattete Theodosios Fleischspeise zu geniessen. Gegen Andersgläubige war er feindselig gesinnt: „Lebet in Frieden nicht nur mit den Freunden, sondern

auch mit den Feinden“, lehrt er, „jedoch nur mit Euren Feinden, nicht mit Gottes Feinden. Dein Feind ist, wer vor Deinen Augen Deinen Sohn oder Bruder getödtet hat, — ihm vergieb; Gottes Feinde aber sind die Juden, Ketzler und solche, die einen falschen Glauben haben . . . Einen bessern Glauben als den unsern, giebt es nicht; er ist rein, kostbar und heilig; wer in diesem Glauben lebt, der kann von den Sünden erlöst, kann des ewigen Lebens theilhaftig werden; Diejenigen aber, welche im lateinischen, armenischen oder sarazenischen Glauben verharren, haben weder ein ewiges Leben, noch die Gemeinschaft der Heiligen.“ Gegen die Duldsamkeit in Glaubenssachen war er unduldsam: „Wer einen fremden Glauben preiset, der tadelt den eigenen, wer aber gleichzeitig den eigenen und den fremden Glauben preiset, — der ist ein Wankelmüthiger. Und wer zu Dir spricht: Diesen Glauben sowohl, als auch jenen, hat Gott gegeben, — dem antworte: ist Gott etwa wankelmüthig? Die Schrift sagt: Ein Gott, ein Glaube, eine Taufe.“ In Bezug auf die Lateiner verbietet Theodosios den Rechtgläubigen ihnen sowohl ihre Töchter zu geben, als auch deren Töchter zu freien; er verbietet sich mit ihnen zu verbrüdern, mit ihnen in Gevatterschaft zu treten, sie zu küssen, mit ihnen zu speisen und aus dem gleichen Gefäss mit ihnen zu trinken. Wenn ein Lateiner um Essen oder Trinken bittet, so reiche man es ihm in einem besonderen Gefäss, welches alsdann ausgespült werden muss, auch soll ein Gebet darüber gesprochen werden. Er befiehlt indess den Fürsten doch auch die Ungläubigen sowohl als auch die Gläubigen zu speisen, zu kleiden und vor Elend zu schützen. Am meisten hasste Theodosios die Juden, und sein Biograph sagt, er sei zu ihnen hingegangen, habe ihnen Vorwürfe gemacht, habe sie geschmäht, sie Gottlose und Abtrünnige genannt und habe um Christi willen von ihnen getödtet sein wollen.

Kurze Zeit vor Theodosios' Tode wurde mit der Grundsteinlegung einer steinernen Kirche begonnen, welche sich auf der nämlichen Stelle befand, auf welcher jetzt die Hauptkirche des Höhlenklosters steht. Die Mittel zum Bau hatte ein Waräger, Namens Schimon, geliefert. Folgende poetische Erzählung handelt von ihm:

Schimon ward von seinen Onkeln aus dem Vaterlande vertrieben und ging zu Schiff um in Russland einen Dienst zu suchen. Er besass ein Kreuz (Crucifix) von zehn Ellen Länge, mit einem Gürtel, nach Einigen im Werthe von 50, nach Andern von 8 Griwnas, und mit einer goldnen Krone auf dem Haupte des Erlösers, die ihm sein Vater hinterlassen hatte. Gürtel und Krone nahm Schimon, als er die Heimat verliess, mit sich. Da hörte er einst folgende Stimme: Lege dies nicht auf Dein Haupt, sondern trage es an den Ort, der da bereitet ist für den Bau eines Tempels Meiner Mutter, und übergieb es den Händen des ehrwürdigen Theodosios, er aber wird es über den Opferaltar hängen. Nach dieser Erscheinung und während seiner Fahrt auf dem baltischen Meere

ins russische Land, entstand ein Sturm. Schimon erschrack und glaubte Gott wolle ihn dafür strafen, dass er den Schmuck von dem Bilde Christi abgenommen habe, und that Busse; da erblickte er das Bild einer Kirche in der Luft und hörte eine Stimme, die sprach: Dies ist die Kirche, welche erbaut wird zu Ehren der Mutter Gottes und Du wirst in ihr ruhen. Miss zwanzig Ellen mit dem Gürtel in die Höhe, dreissig in die Länge und dreissig in die Breite. Schimon aber baute die Kirche nach seiner Ankunft in Kijew noch lange nicht. Da sah er abermals eine wunderbare Erscheinung. Erst nach Jaroslaws Tode, zu dessen Lebzeiten er nach Russland gekommen war, zog Schimon mit dessen Söhnen Isjaslaw, Swjätoslaw und Wsewolod gegen die Polowzer und wandte sich an Antonius um dessen Segen zu erbitten. Dieser ehrwürdige Mann aber sprach zu ihm: „O, Menschenkind, es werden Viele von der Schärfe des Schwertes fallen und Viele werden niedergetreten und verwundet werden, Viele werden auch im Wasser ertrinken; Du jedoch wirst nicht umkommen, denn Deine Bestimmung ist in der Kirche, welche hier bei den Höhlen erbaut werden wird, zu ruhen.“ Die Russen wurden an der Alta besiegt, Schimon ward verwundet; inmitten von Leichen und Sterbenden lag er auf dem Felde, da erblickte er plötzlich das Abbild derselben Kirche in der Luft, welche ihm über dem baltischen Meer erschienen war. Seine Wunden heilten, er berichtete dem Antonius was er gesehen, und übergab ihm die Krone und den Gürtel. Antonius nannte ihn nun Simon anstatt Schimon und übergab sein Geschenk dem Theodosios. Simon aber gewann den Theodosios sehr lieb und verschaffte ihm viele Mittel zum Bau der neuen Kirche. Das war im Jahre 1073.

Darauf erschien Simon bei Theodosios und sprach zu ihm: „Vater, gieb mir das Versprechen, dass mich Deine Seele nicht nur hienieden, sondern auch nach meinem und Deinem Tode segnen wird.“

„Die Erfüllung dieser Bitte geht über meine Macht“ antwortete Theodosios; „wenn aber die Kirche nach meinem Heimgange aus dieser Welt erbaut sein wird und wenn meine Satzungen und Regeln in ihr befolgt werden, so mag Dir das ein Zeichen sein, dass ich Macht bei Gott habe.“

„Der Herr hat gezeugt von Dir“, sprach Simon, „ich habe es von den allerreinsten Lippen seines Bildes selbst vernommen. Bete, so wie Du für deine Mönche betest, auch für mich, für meinen Sohn Georg und für meine Nachkommen.“

„Ich bete nicht blos für die Mönche, sondern für Alle, die diesen Ort lieben.“

Simon verbeugte sich bis zur Erde und sprach:

„Vater, ich gehe nicht von Dir, Du gebest mir denn Deinen Segen schriftlich.“

Theodosios gab ihm ein Gebet, wie man es jetzt den Verstorbenen in die Hand drückt. Seit jener Zeit ist es in Russland Brauch den Todten geschriebene Gebete in die Hände zu stecken.

Als Simon mit dem Bau der Kirche beschäftigt war, bat er einst den Theodosios, er möchte doch auch seine Eltern von ihren Sünden freisprechen.

Theodosios erhob seine Hände und sprach: „Der Herr Zions segne Dich; er lasse Euch die Herrlichkeit Jerusalems erblicken aller Eurer Tage, im dritten und vierten Glied, bis ans letzte.“

Simon aber verliess den lateinischen Glauben und wandte sich zum morgenländischen, rechten Glauben.

Der Grundstein der neuen Kirche wurde im Jahre 1073 durch Theodosios und den Bischof Michael, zur Zeit als Georgios Metropolit in Konstantinopel war, gelegt. Diese Grundsteinlegung gab Anlass zu den Erzählungen von den vier Meistern in Konstantinopel, welche von der Mutter Gottes selbst den Befehl erhalten hatten nach Russland zu gehen, um dort eine Kirche zu bauen und von dem Heiligenbild, das aus Griechenland gekommen, von der Mutter Gottes selbst eingehändigt worden sei, und das, als ein Kunstprodukt des Himmels, späterhin als ein Lokalheiligthum verehrt wurde. Dies war der Anfang jener Wundererscheinungen von Heiligenbildern, deren Verehrung seither in Russland eine so grosse Verbreitung fand. Auch die Auffindung des Platzes für die Kirche war von Wundern, die denen des Alten Testaments, in der Geschichte von Gideon und Elias, ähnlich waren, begleitet. Als Theodosios zu wissen wünschte, welchen Platz Gott wohl für die Kirche auserwählt habe, da betete er, dass überall, ausser an jener Stelle, an der die Kirche stehen solle, Thau fallen möchte; und in der nächsten Nacht betete er um das Gegentheil, es möchte dort Thau fallen, wo vorher keiner war und überall ringsum solle die Erde trocken sein; — und es geschah Alles nach seinem Willen. An der Stelle, an welcher das Zeichen des Himmels den Bau der Kirche bestimmt hatte, wuchsen Sträucher; sie wurden durch Feuer, welches die Kraft von Theodosios' Gebet dem Himmel entlockt hatte, vernichtet. Als der Graben für das Fundament der Kirche gegraben werden sollte, da war es Fürst Swjätoslaw, der den ersten Spatenstich that. Von reichen Leuten liefen Geschenke ein, man gab ganze Bezirke und Dörfer für die Errichtung der Kirche her, unter der Bedingung an dieser Stelle beerdigt zu werden. Der Waräger Simon war der erste, welcher dieser Ehre theilhaftig wurde.

Im nächsten Jahre, 1074, am 2. Mai verschied der ehrwürdige Theodosios, nachdem er, gegen seinen Wunsch, der Brüder Wahl entsprechend, den Stephanus als seinen Nachfolger bezeichnet hatte. Er befahl, dass man seinen Körper nach dem Tode nicht waschen und ihn in der nämlichen dürftigen Kleidung, die er bei Lebzeiten trug und in der er sterben würde, in einer Höhle bestatten solle.

Die Ueberlieferung erzählt, Theodosios habe vor seinem Tode den Swjätoslaw gebeten die Höhlenkirche von der Oberherrlichkeit der weltlichen Fürsten sowohl, als auch der hohen geistlichen Würdenträger zu

befreien, weil es die Mutter Gottes gewesen sei, nicht aber Menschen, die sie errichtet. Das Klostergebiet blieb daher lange Zeit hindurch eine unabhängige Gemeinde. Der weise Theodosios hatte eine feste, moralische Verbindung zwischen allen, die dem Kloster angehörten, hergestellt. Würde von den Klosterleuten Jemand zu einer höheren geistlichen Stellung in Russland berufen, so sollte er sie nur mit Erlaubniss seiner Obern annehmen und das Kloster verlassen dürfen; er musste aber stets in dasselbe, als zu seinem Ruhesitz, wieder zurückkehren. Nur für Solche hatte der heilige Gründer des Kloster seine Fürbitte bei Gott versprochen. Kraft dieser letztwilligen Bestimmung des Gründers erhielten viele von den Höhlenmönchen, die späterhin in der russischen Hierarchie hohe Stellungen bekleideten, wo sie auch sein mochten, ihre Verbindung mit dem Kloster aufrecht. Der geistliche Zögling des Höhlenklosters, ob er nun in Rostow, in Wladimir, in Nowgorod oder in Polozk war, wandte sein Herz, vom Segen des heiligen Theodosios geleitet, stets wieder nach Kijew hin, zu dem geliebten Zufluchtsort, wie zu einem gelobten Lande des Heils, er hütete die in diesem Kloster empfangenen Vorschriften und verbreitete sie überall, wohin sein Einfluss reichte. Es ist das deutlich aus einem Denkmal der geistlichen Litteratur des XII. Jahrhunderts zu ersehen, nämlich aus dem Sendschreiben des Bischofs von Wladimir, Simon, an den Höhlenmönch Polykarp: „Wer kennt nicht den sündigen Bischof Simon und die Pracht der Kathedralkirche von Wladimir und der von Ssusdal, die ich selbst gegründet habe? Sie sind reich an Städten und Dörfern, sammeln den Zehnten vom ganzen Lande und über alles dies herrscht unsere Unwürdigkeit! Ich sage Dir aber, all' dieser Ruhm und all' diese Ehre halte ich für Koth und würde es vorziehen als ein Spahn hinter der Pforte des Höhlenklosters zu stecken oder als Unrath dort zu liegen und von den Menschen mit Füßen getreten zu werden oder einer jener Bettler zu sein, die an der Thür des ehrwürdigen Klosters ein Almosen heischen; höher als diese vergängliche Ehre ist mir ein Tag im Hause der Mutter Gottes, denn tausend Jahre in den Wohnstätten der Sünde.“

Derselbe Geist, durch welchen Theodosios sich während seines ganzen Lebens auszeichnete, und der von ihm durch die Klosterregeln, welche er selbst aufgestellt hatte, bethätigt wurde, herrschte noch lange in seiner Schöpfung. Es folgte ihm eine ganze Reihe hervorragender Männer, deren Thätigkeit, aufgeschrieben und mündlich verbreitet, für andere Klöster als Vorbild diente, und die im russischen Volke die religiöse Anschauung verbreiteten, dass das Kloster der Weg zum Heil sei, dass es daher löblich und nützlich sei, den Klöstern Schenkungen zu machen, seine Reichthümer mit ihnen zu theilen, damit in denselben für das Seelenheil der Sünder gebetet werde.

Diese Richtung hatte ihre lichte Seite, welche darin bestand, dass die Klöster, als Hauptvermittler des Christenthums, einen wohlthätigen

Einfluss ausübten. Denn auch die Ungläubigsten werden diesen günstigen Einfluss nicht leugnen wollen. Andererseits aber führte die Vorliebe für Mönchswesen und Klosterleben zu einer gewissen Einseitigkeit in den religiösen Anschauungen. Die Idee, dass das ehelose Leben der die Sünden der Welt bekämpfenden Mönche Gott am wohlgefälligsten, und der Mensch der Erlösung um so näher sei, je weiter er sich von der Welt entferne, drängte die christliche Tugend aus dem weltlichen Leben hinaus. Fromme Leute strebten nun nicht mehr danach inmitten der menschlichen Gesellschaft, in der Welt selbst, Thaten der christlichen Liebe zu verrichten, — ihr Ideal eines Gott wohlgefälligen Lebens war nicht auf das irdische Alltagsleben anwendbar, im Gegentheil, es stand ausserhalb desselben. Man sagte, die Erlösung sei für den ledigen, von Seinesgleichen losgelösten Einsiedler leichter, und der Umgang mit den Weltmenschen führe unvermeidlich zur Sünde, während doch der Geist des Evangeliums das Gegentheil lehrt. Den Worten Christi, dass der, welcher um seines Erlösers und um des Evangeliums willen, nicht Vater, Mutter, Weib und Alles, was ihm in der Welt theuer ist, verlasse, seiner nicht würdig sei, gab man den Sinn, dass nur der Eintritt ins Kloster zur Seligkeit führen könne, während doch diese evangelischen Worte nur die Hintansetzung aller verwandtschaftlichen Bande zu Gunsten der Wahrheit, welche von Christi Lehre verkündet wird und die der Erlöser durch sein Leben und Sterben bekräftigte, von Christi Nachfolgern verlangen. Das Leiden für die Wahrheit, für seinen Nächsten, verwandelte sich auf diese Weise in eine Forderung des Leidens um des Leidens willen; das Mittel wurde zum Zweck, der Kampf gegen den Teufel, als Kampf gegen das Böse und gegen den Sittenverfall der menschlichen Gesellschaft, wurde mit dem Kampf gegen die Gespenster verwechselt, welche im zerrütteten Nervensystem ascetischer Einsiedler spukten. Die Ehelosigkeit, welche der Apostel einst als einen günstigen Umstand für sich, und unter gewissen Eventualitäten auch für Andere in ähnlicher Lage, zur Zeit von Verfolgungen, rühmte und empfahl, wurde zu einem absolut verdienstlichen Zustand erhoben und dadurch das Band der Familie herabgewürdigt. Das, was sich nur für sehr wenige Menschen eignete, wurde, wenn auch nicht grade zur Pflicht, so doch zur höchsten, nacheiferungswürdigsten Tugend erhoben und theilweise in eine ungeheuerliche Verhöhnung der Natur verwandelt. Schliesslich wurde die Achtung vor den Thränen, dem Kummer, der Krankheit, der Armuth und dem Unglück überhaupt, welche uns der göttliche Lehrer um des Glückes der Menschheit und um der Linderung des Kammers willen geboten hatte, — in ein absichtliches Streben nach Thränen, Kummer, Krankheit und Armuth verwandelt. So kam man logischerweise bis zur Zwecklosigkeit der Liebeswerke Christi; denn wenn das Leiden an und für sich zum Zweck wurde, so war kein Grund vorhanden, die Verminderung der Leiden auf Erden zu erstreben; im Gegentheil, es schien sogar nothwendig die Leiden der Menschen zu

befördern. Zu solcher Absurdität gelangte die aus der Herrschaft der mönchischen Richtung im Christenthum hervorgegangene Einseitigkeit. Das Ideal christlicher Tugend ward aus der menschlichen Gesellschaft hinausbefördert und das Verlangen aufgestellt, die menschliche Natur müsse vergewaltigt werden; — die Folge des Strebens nach einem solchen Ideal war nicht selten das, was dem Geiste der christlichen Lehre direkt widersprach: Heuchelei, Selbstbetrug, Scheinheiligkeit und Verdummung. Ausser den wenigen, denen es vergönnt war das wahre mönchische Ideal zu erreichen, ausser den Armseligen, den Schwachen an Seele und Leib, die zu einer Thätigkeit in der menschlichen Gesellschaft unfähig waren, füllten sich die Klöster auch noch mit solchen Leuten, welche sich einbildeten etwas zu sein, was sie nicht waren; es waren dies jämmerliche Selbstpeiniger, die da wähten, es sei Gott wohlgefällig, wenn der von Gott selbst verliehenen geistigen und leiblichen Natur des Menschen Gewalt angethan werde; meistens aber waren es Egoisten, Müssiggänger und Heuchler unter der Maske der Heiligkeit. Diesseits der Klostermauern aber blieb die ganze Welt in grösster Sinnlichkeit und finstrier Unwissenheit befangen; Laster herrschten und verbreiteten sich, Gewaltthaten und Schändlichkeiten wurden ausgeübt, Blut floss in Strömen, die Menschen mordeten ihre Nebenmenschen und die frommen Gemüther trösteten sich damit, dass es nach Gottes Willen so, und nicht anders in der Welt sein müsse. Die Versöhnung mit Gott und mit dem eigenen Gewissen suchten sie in der Beobachtung einiger äusserlicher Vorschriften, wodurch sie glaubten ihr Leben dem mönchischen Ideal, das doch ausserhalb der Welt und der bürgerlichen Gesellschaft lag, zu nähern.

IV.

Fürst Wladimir Monomach.

Unter den Fürsten der älteren vortatarischen Periode, welche auf Jaroslaw folgten, hat keiner ein so grosses und gutes Andenken hinterlassen, wie Wladimir Monomach, ein thätiger, willenskräftiger russischer Fürst, der sich unter seinen Standesgenossen namentlich durch gesunden Menschenverstand auszeichnete. Um seinen Namen gruppieren sich fast alle wichtigen Ereignisse der zweiten Hälfte des XI. und des ersten Viertels des XII. Jahrhunderts der russischen Geschichte. Dieser Mann darf mit Recht der Repräsentant seiner Zeit genannt werden. Die slawisch-russischen Völker, welche seit unvordenklichen Zeiten vereinzelt gelebt hatten, unterwarfen sich nach und nach der Macht der Fürsten von Kijew und auf diese Weise wurde die allmälige, langsame Bildung einer

staatlichen Integrität zur Aufgabe ihrer gemeinsamen Geschichte. In welchen Formen und in welchem Grade diese Integrität sich entwickeln und ihre vollständige Verwirklichung erreichen konnte, — das hing dann von den darauf folgenden Bedingungen und Verhältnissen ab. Alle diese Völker hatten das ihren gesellschaftlichen Einrichtungen gemeinsame Kennzeichen, dass sie einerseits Länder bildeten, die zu ihren Vereinigungspunkten, den Städten, hin inklinirten und anderseits sich in kleinere Theile zersplitterten, die bis zu einem gewissen Grade eine Verbindung, sowohl unter sich selbst, als auch mit der grösseren Einheit unterhielten. Es entstanden daher Städte zweierlei Art, vornehme und geringe; die letzteren hingen von den ersteren ab, hatten aber doch Merkmale einer inneren Selbstständigkeit. In den Städten versammelten sich die Repräsentanten des Landes um über ihre Angelegenheiten zu berathen, Sache des Fürsten aber war es, Recht zu schaffen, das Land zu schützen und zu verwalten. Die politische Macht des Fürsten von Kijew fand anfangs nur darin ihren Ausdruck, dass sie den Untergebenen Tribut auferlegte; ein weiterer Schritt zu dauerhafter Verbindung und Einheit unter den verschiedenen Ländern war der Brauch, die Söhne des kijewschen Fürsten auf die einzelnen Länder zu vertheilen; die Folge davon war eine Verzweigung des fürstlichen Geschlechts in Linien, die der Eintheilung und Verzweigung der Länder mehr oder minder entsprach.

Diese Vertheilung der Fürstensöhne fand schon zur Zeit des Heidenthums statt; die rohen, barbarischen Sitten waren jedoch der Entwicklung einer neuen Ordnung nicht günstig, — die schwächern Brüder wurden von den stärkern ausgerottet. So war von Swjätoslaws Söhnen nur Wladimir allein übrig geblieben. Wladimir hatte viele Söhne und jedem von ihnen gab er ein Land. Swjätopolk aber, dem Beispiel seiner heidnischen Vorfahren folgend, begann damit seine Brüder zu vertilgen und diese Vertilgung eidete schliesslich damit, dass, mit Ausnahme des Gebiets von Polozk, welches dem ältesten Sohne Wladimirs, Isjaslaw, als Antheil seiner Mutter zugefallen war, das ganze übrige Russland unter die Alleinherrschaft des Fürsten von Kijew, Jaroslaw, gerieth. Eine Alleinherrschaft in unserm Sinne war dies jedoch nicht, sie führte durchaus nicht zu einer dauerhaften Verbindung der einzelnen Länder unter einander, sondern, im Gegentheile, je mehr Länder unter die Herrschaft des einen Fürsten geriethen, destoweniger hatte dieser die Möglichkeit sie einheitlich zu verwalten und auf den Gang der Ereignisse Einfluss auszuüben. Andererseits verbreiteten sich in Russland, nach Einführung des Christenthums, zugleich mit dem neuen Glauben, auch eine gemeinsame Schriftsprache, und gleiche sittliche, politische und juridische Begriffe; und wenn die verschiedenen Länder auch ihre eigenen Fürsten hatten, so war dies doch durchaus kein Hinderniss für eine innere Verbindung unter denselben. Die Fürsten, welche dem nämlichen Geschlecht entsprossen waren, bewahrten mehr oder minder die nämlichen Ansichten,

Gewohnheiten, Ueberlieferungen und Anschauungen; die gemeinsame Kirche war ihre Führerin und sie trugen, obschon häufig genug auch gegen ihren Willen, durch ihre Verwaltung zu der Verbreitung von Eigenart und Charakter bei, welche in allen Ländern die nämlichen waren und demgemäss zu einer Einigung führten.

Nach Jaroslaw beginnt ununterbrochen jene Periode, welche man die Periode der Theilfürstenthümer nennt. Im Lande der Ssewerjanen oder Tschernigow, im Lande der Kriwitschen oder Smolensk, im wolhynier, chorwater oder galitscher Lande, überall gab es eigene Fürsten. Im nowgoroder Lande beobachtete man anfangs eine Art von Regel; dort sollte stets der älteste Sohn des Fürsten von Kijew residiren; diese Regel musste jedoch bald vor der Macht der Volkswahl weichen. Das polozker Land hatte schon früher seine eigenen Fürsten. Vom russischen oder kiewer Lande trennte sich das Gebiet von Perejaslawl, dem, nach Jaroslaws Eintheilung, noch das entfernte Rostow hinzugefügt wurde. Regeln, nach denen dieses oder jenes Land diesem oder jenem Fürsten zugetheilt wurde, gab es nicht, ebenso wenig eine Ordnung, welche die Nachfolge regelte; es fehlte sogar an einem Gesetz, welches die Rechte jeder fürstlichen Person auf dieses oder jenes Gebiet bestimmte. Daraus entstanden natürlich fortwährend Missverständnisse, die alsdann unvermeidlich zu Bruderkriegen führten. Derartige Ereignisse hemmten die Entwicklung jener civilisatorischen Anfänge, welche gleichzeitig mit der christlichen Religion in Russland Eingang gefunden hatten. Mehr noch wurde diese Entwicklung durch die Nachbarschaft nomadisirender Horden und durch beständige Kämpfe mit denselben gehemmt. Es war als ob Russland durch einen Urtheilsspruch dazu verdammt wäre, fortwährend einander ablösende, von Osten herkommende Gäste bei sich zu sehen. Im X. und in der ersten Hälfte des XI. Jahrhunderts hatte es die Petschenegen auf dem Halse und seit der Mitte des XI. Jahrhunderts kamen die Polowzer an die Reihe. Der innere Hader und die fürstlichen Familienkämpfe machten Russland gänzlich schutzlos gegen eine solche Nachbarschaft und es konnte sich derselben um so weniger erwehren, da die Fürsten in ihren innern Zwistigkeiten jene Fremdlinge selbst zu Hilfe riefen.

Bei einer solchen Sachlage musste die Hauptaufgabe der damaligen politischen Thätigkeit einerseits auf die Herstellung von Ordnung und Einigkeit unter den Fürsten und anderseits auf den Schutz gegen die Polowzer, durch die Zusammenfassung aller Kräfte des russischen Landes, gerichtet sein. In der ganzen vortartarischen Periode ist keine einzige Persönlichkeit zu finden, der es gelungen wäre eine solche That dauernd und fruchtbringend zu vollziehen; von allen Fürsten aber strebte keiner mit solcher Zuversicht und mit solchem, allerdings nur temporären Erfolg diesem Ziel zu, wie Monomach; sein Name genoss daher lange Zeit hindurch Achtung und in Bezug auf sein Leben bildete sich die Meinung, dass er ein musterhafter Fürst gewesen sei.

Wladimir wurde 1053, ein Jahr vor dem Tode seines Grossvaters Jaroslaw geboren. Er war der Sohn von Wssewolod, dem geliebtesten von Jaroslaws Söhnen. Seine übrigen Söhne sandte Jaroslaw in die verschiedenen Länder und gab jedem eines der Theilfürstenthümer; Wssewolod aber behielt er beständig in seiner Nähe, obschon er auch ihm das benachbarte Perejaslawl und das entfernte Rostow verliehen hatte. In Wssewolods Armen starb auch der alte Jaroslaw. Wssewolods letzte Gemahlin, Wladimirs Mutter, war eine Tochter des griechischen Kaisers Konstantin Monomach und Wladimir erhielt den Namen Monomach von diesem seinen Grossvater mütterlicherseits. Er hatte also auf diese Weise drei Namen. Den fürstlichen Namen Wladimir, den Taufnamen Wassilij (Basilius) und den Grossvatersnamen Monomach.

Als er dreizehn Jahr alt war, fing er mit denjenigen Beschäftigungen an, welche nach damaligen Begriffen einem Fürstensohn geziemten, dem Krieg und der Jagd. Wladimir bildete keine Ausnahme in dieser Beziehung, denn zu jener Zeit beschäftigten sich die Fürsten in der Regel schon sehr frühzeitig mit Dingen, die nach unsern Begriffen sich nur für Erwachsene eignen; sie wurden sogar im Kindesalter schon verheiratet. Wladimirs Vater sandte ihn nach Rostow, sein Weg ging durch das Land der Wjätitschen, die sich damals der fürstlichen Macht des Hauses Rjurik noch nicht ruhig unterwerfen wollten. Wladimir blieb jedoch nicht lange in Rostow, denn bald darauf finden wir ihn in Smolensk. Unterdessen begannen in Russland zwei Plagen, eine nach der andern, welche Jahrhunderte hindurch das Land zerfleischten. Zuerst waren es die fürstlichen Familienkriege. Sie fingen damit an, dass Rostislaw, des verstorbenen Wladimir Sohn und Jaroslaws Enkel, nach Tjmutarakan flüchtete, einer Stadt auf der tamanischen Halbinsel, welche damals dem Fürsten von Tschernigow gehörte, der seinen Sohn Gljeb dort eingesetzt hatte. Rostislaw vertrieb diesen Gljeb, konnte sich aber selbst auch nicht halten. Dies Ereigniss, eines unter vielen ähnlichen der nachfolgenden Zeit, erscheint namentlich deshalb bemerkenswerth, weil es das erste seiner Art war. Nach diesem brachen die Feindseligkeiten zwischen den Fürsten von Polozk und Jaroslaws Nachkommen aus. Im Jahre 1067 überfiel Wssewlaw, Fürst von Polozk, Nowgorod und brandschatzte es, dafür wurde er von den Jaroslawitschs (Söhnen Jaroslaws) mit Krieg überzogen, besiegt und gefangen genommen.

Im folgenden Jahre, 1068, trat eine andere Kalamität auf. Von Osten her überfluteten die Polowzer, ein türkisches Nomadenvolk, die russischen Länder und begannen sie zu verheeren. Der erste Zusammenstoss mit ihnen war ungünstig für die Russen. Der Fürst von Kijew, Isjaslaw, wurde geschlagen und dann von den Kijewern selbst, mit denen er auch früher schon sich nicht vertragen konnte, verjagt. Mit Hülfe der Polen kehrte er nach Kijew zurück, sein Sohn aber peinigte und tödtete die Kijewer, welche seinen Vater vertrieben hatten, auf bar-

barische Weise. Dies war der Grund, weshalb die Kijewer sich bei erster Gelegenheit von ihrem Fürsten wieder befreiten. Isjaslaw musste abermals fliehen und an seiner Stelle setzte sich sein Bruder Swjätoslaw, der früher in Tschernigow geherrscht hatte, auf den Fürstenthron von Kijew. Das tschernigower Land bekam Wssewolod, und seinem Sohn Wladimir Monomach wurde der Fürstenthron von Smolensk angewiesen.

Während der ganzen Regierungszeit Swjätoslaws diente ihm Wladimir, als dem ältesten unter den Fürsten; denn Wssewolod, Wladimirs Vater, befand sich mit Swjätoslaw in gutem Einvernehmen. Wladimir brachte auch, auf Swjätoslaws Veranlassung, den Polen Hilfe gegen die Tschechen und kämpfte im Interesse des ganzen Jaroslawischen Stammes gegen die Fürsten von Polozk. Im Jahre 1073 starb Swjätoslaw; und Isjaslaw, der sich diesmal, wie es scheint, mit den Kijewern und mit seinem Bruder Wssewolod vertrug, setzte sich abermals auf den Kijewer Fürstenthron. Wssewolod führte Swjätoslaws Sohn Oleg aus Wladimir-Wolhynsk hinweg, um seinen eigenen Sohn dort einzusetzen. Oleg, der ohne Fürstenthron geblieben war, kam nach Tschernigow zu Wssewolod. Wladimir stand damals mit diesem Fürsten auf freundschaftlichem Fuss und kam von Smolensk nach Tschernigow um ihn mit seinem Vater zu bewirthen. Oleg aber verdross es, dass das Land, wo sein Vater regiert und wo er selbst seine Kindheit verlebt hatte, nicht in seiner Gewalt sei. Im Jahre 1073 flüchtete er aus Tschernigow nach Tjmutarakan, wo, nach Rostislaw, ein ihm ähnlicher Fürst, der Flüchtling Boris, Sohn des verstorbenen Wjätcheslaw Jaroslawitsch lebte. Man muss nicht meinen, dass derartige Fürsten irgendwelche Rechte auf das, was sie beanspruchten, besaßen. Damals gab es weder ein Gesetz noch einen Brauch, dass alle dem Fürstenhause angehörigen Personen durchaus auch ihr Fürstenthum haben müssten, ebensowenig wie es Regel war, dass durchaus nur solche Personen, die zu einer bestimmten fürstlichen Linie gehörten, kraft ihrer Abstammung in einem bestimmten Lande Fürsten sein mussten. Selbst aus Jaroslaws Vorschrift ist nicht zu ersehen, dass er durch die Bestallung seiner Söhne zu Fürsten der verschiedenen Länder, die Absicht gehabt habe, das Recht der von ihm Installirten auf deren Nachkommen auszudehnen. Auch Jaroslaws Söhne hatten ein solches Recht nicht geschaffen, wie bei Smolensk und Wolhynien ersichtlich ist¹⁾. Nur im Lande der Kriwitschen erhielt sich die Polozker Linie beständig und in bestimmter Reihenfolge, obschon die Söhne Jaroslaws sie zu verdrängen

¹⁾ Noch bevor der in Smolensk regierende Wjätcheslaw starb, versetzten die Fürsten den Igor aus Wolhynien dorthin und nach Igors Tode bestimmten sie Wladimir Monomach für diesen Fürstenthron, beseitigten also Igors Söhne. Ebenso war auch unter den Fürsten in Wolhynien keine erbliche Nachfolge und die Kijewer Fürsten pflegten ihre Söhne dort einzusetzen, so dass, während Isjaslaw in Kijew herrschte, sein Sohn sich in Wolhynien befand, und als sich Swjätoslaw Kijews bemächtigt hatte, dieser seinen Sohn dort einsetzte; als aber Swjätoslaw starb, und Isjaslaw wieder Fürst von Kijew wurde, herrschte Isjaslaws Sohn in Wolhynien.

suchten. Bei der gänzlichen Unbestimmbarkeit der gegenseitigen Beziehungen, bei dem Mangel allgemein angenommener und durch die Zeit geheiligter Rechte der Fürsten auf ihren Besitz, ist es erklärlich, dass jeder Fürst, sobald er eine genügende Macht zur Verfügung zu haben glaubte, sich bemühte seinen nächsten Verwandten — insbesondere seinen Söhnen, wenn er solche hatte — geeignete Stellungen zu verschaffen. Man machte in diesem Falle durchaus keine Umstände, andere, weniger nahestehende Fürsten von ihrem Platz zu verdrängen; der Gedanke an eine Schädigung fremder Rechte konnte schon deshalb nicht in Erwägung kommen, weil solche Rechte überhaupt noch nicht existirten. Für jeden Fürsten war es selbstverständlich, dass er einen Fürstensitz zu erlangen suchte, ganz so wie sein Vater und seine Verwandten die ihrigen erlangt hatten; und sein Verlangen richtete sich vorzugsweise dorthin, wo sein Vater geherrscht hatte und wo er vielleicht selbst geboren war und sich seit seiner Kindheit mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, einst seines Vaters Stelle einzunehmen. Ein solcher Fürst konnte bei kriegerischen fremden Völkern leicht Hilfe finden. Es war also begreiflich, dass sich die nach Tjmutarakan geflohenen Oleg und Boris an die Polowzer wandten. Sie waren nicht die ersten, welche die Hilfe dieser Feinde Russlands bei den Familienfehden in Anspruch genommen hatten. Soviel uns bekannt ist, war Wladimir Monomach der erste, der eine solche Intervention Fremder eingeführt hatte; denn seinem eigenen Bericht zufolge, der in seiner Mahnrede enthalten ist, hatte er schon vor Jenen, noch bei Lebzeit seines Onkels Swjätoslaw Jaroslawitsch, die Polowzer gegen das polowzer Land geführt.

Oleg und Boris mit den Polowzern überfielen das Land Ssewersk. Wssewolod ging ihnen aus Tschernigow entgegen und wurde geschlagen. Oleg bemächtigte sich Tschernigows ohne besondere Anstrengung, die Tschernigower nahmen ihn auf, weil sie ihn längst kannten, wahrscheinlich war Tschernigow auch sein Geburtsort. Als später Wssewolod, gemeinschaftlich mit dem kijewer Fürsten Isjaslaw, Tschernigow dem Oleg entreissen wollte, zeigten die Tschernigower diesem ihre Anhänglichkeit durch eine energische Vertheidigung. Oleg selbst war damals nicht in ihrer Mitte; die Hartnäckigkeit mit der die Tschernigower seine Ansprüche vertheidigten, war also weder durch seine Gegenwart, noch durch seine Anstrengungen unterstützt und konnte also wohl nur ihrer aufrichtigen Zuneigung für ihn zugeschrieben werden. Wladimir befand sich damals bei seinem Vater. Als diese Fürsten hörten, dass Oleg und Boris heranziehen um Tschernigow zu entsetzen und dass der Erstere die Polowzer mitbringe, hoben sie die Belagerung auf und zogen dem Feind entgegen. Die Schlacht fand auf der Njeshatin Flur, beim Dorfe gleichen Namens statt. Boris wurde getödtet, Oleg entflo. Aber den Siegern kam ihr Sieg theuer zu stehen: Fürst Isjaslaw von Kijew war in dieser Schlacht gefallen.

Nach Jaroslaws Tode kam der Fürstensitz von Kijew an Wssewolod. Tschernigow, welches nicht mehr auf Oleg hoffen konnte, unterwarf sich

und wurde an Wladimir Monomach gegeben. Oleg und sein Bruder Roman Swjätoslawitsch versuchten 1079 Wladimir aus Tschernigow zu vertreiben, jedoch erfolglos. Wssewolod zog ihnen auf dem Wege nach Perejaslawl mit seinem Heer entgegen und befreite ohne Kampf seinen Sohn von diesen Nebenbuhlern; mit den Polowzern, die den Söhnen Swjätoslaws geholfen hatten, schloss er Frieden. Die Polowzer und ihre Genossen die Chasaren verriethen ihre Verbündeten: den Oleg schafften sie nach Konstantinopel und den Roman tödteten sie.

Wladimir, als Herrscher in Tschernigow geblieben, musste sich seiner Gegner nach allen Seiten hin erwehren. Tjmutarakan entschlüpfte seiner Herrschaft abermals; dort hatten sich zwei andere Fürsten, die ohne Land geblieben waren, Söhne Rostislaw Wladimirowitschs, festgesetzt. Die Polowzer beunruhigten fortwährend das Tschernigower Land; das Bündniss, welches Wladimirs Vater vor Perejaslawl mit ihnen geschlossen hatte, konnte nicht von Dauer sein, erstens weil dieses räuberische Volk seine Verträge nicht besonders heilig hielt und zweitens, weil es, in verschiedene Horden zerfallen, die unter dem Befehle verschiedener kleiner Fürsten oder Chane standen, uneinig war; während ein Theil mit den russischen Fürsten Frieden schloss, überfiel ein anderer deren Gebiet. Es gelang Wladimir mit ihnen ziemlich fertig zu werden. So traf es sich, dass er, als zwei kleine polowzer Fürsten die Umgebung des Städtchens Starodub im Lande Ssewersk verheerten, sie mit einer andern Horde, die er zu Hilfe gerufen hatte, schlug und dann bei Nowgorod-Ssewersk die Horde eines andern polowzer Fürsten zerstreute und die Gefangenen, welche die Polowzer in ihr Lager fortführen wollten, befreite. Im Norden hatte Wladimir an den polozker Fürsten beständige Feinde. Fürst Wsesselaw überfiel Smolensk, welches auch nach der Uebergabe Tschernigows an Wladimir noch in dessen Machtsphäre geblieben war. Aus Rache dafür warb Wladimir die Polowzer und führte sie gegen das polozker Land um es zu verheeren; es galt diesmal Minsk, und, nach dem eigenen Geständniss Wladimirs, soll dort weder ein Knecht, noch ein Stück Vieh übrig geblieben sein. Auch die Wjätitschen, dieses slawische Volk, welches sich bisher noch immer hartnäckig der Macht des Hauses Rjurik entzogen hatte, züchtigte Wladimir und zog zweimal gegen die Anführer dieses Volks, Chodota und dessen Sohn, zu Felde. Auf Befehl seines Vaters machte sich Wladimir auch mit den Angelegenheiten in Wolhynien zu schaffen; Rostislaws Söhne hatten sich dieses Landes bemächtigt, — Wladimir vertrieb sie und setzte Isjaslaws Sohn Jaropolk ein; als dieser Fürst aber in Streit mit dem Fürsten von Kijew gerieth, da vertrieb er, auf seines Vaters Befehl, auch ihn und setzte den Fürsten David Igowitsch, im darauffolgendem Jahre (1086) jedoch abermals Jaropolk in Wolhynien ein. Damals war in jener Gegend die Macht des kijewer Fürsten noch gross und er konnte nach Belieben Fürsten ein- und absetzen.

Im Jahre 1093 starb Wssewolod. Wladimir hatte nicht die Absicht seine Stellung zur Erlangung des kijewer Fürstenstuhls zu benutzen, weil er voraussah, dass eine Familienfehde daraus entstehen würde; er berief daher selbst den in Turow herrschenden Swjätopolk, Isjaslows Sohn, auf den Fürstensitz von Kijew, weil dieser älter als er war und weil derselbe, allem Anschein nach, eine ansehnliche Partei im kijewer Lande auf seiner Seite hatte. Während der ganzen Regierungszeit Swjätopolks blieb ihm Wladimir ein getreuer Bundesgenosse, handelte im Einverständniss mit ihm und zeigte nicht die mindeste Lust ihn der Herrschaft zu berauben, obschon die Kijewer nicht Swjätopolk, sondern Wladimir liebten.

Wladimir war, so zu sagen, die Seele des ganzen russischen Landes geworden; um seine Person drehten sich alle politischen Ereignisse desselben.

Kaum hatte Swjätopolk seinen Sitz in Kijew eingenommen, als die Polowzer zu ihm Botschafter sandten mit dem Antrag Frieden zu schliessen. Swjätopolk hatte von Turow eine Drushina mitgebracht, Leute, die ihm ergeben waren. Mit ihnen berieth er sich und sie riethen ihm die polowzer Botschafter in einen Keller zu werfen. Als in Folge dessen die Polowzer Krieg anfangen und Torzkij — eines der Städtchen des kijewer Landes — belagerten, da liess Swjätopolk die gefangenen Botschafter frei und begehrte selbst Frieden zu schliessen; aber jetzt wollten die Polowzer nichts davon wissen. Darauf berieth sich Swjätopolk mit den Kijewern, diese aber waren verschiedener Ansicht, die Kühneren drängten zum Kampf, obschon Swjätopolk nur 800 kampfbereite und bewaffnete Männer hatte, die Andern ratheten Vorsicht an; endlich beschloss man sich an Wladimir zu wenden und ihn zu bitten, das Kijewer Land gegen die Polowzer zu vertheidigen.

Wladimir zog mit seiner Drushina aus und forderte auch seinen Bruder Rostislaw auf, der in Perejaslawl herrschte, mitzuziehen. Das Heer der drei Fürsten kam an der Stugna zusammen und hier wurde Rath gehalten.

Wladimir war der Ansicht, dass es jedenfalls besser wäre Frieden zu machen, denn diesmal war die ganze Macht der Polowzer vereint; das nämliche rieth auch ein Bojar Namens Jan und noch ein anderes Mitglied der Drushina; die Kijewer aber ereiferten sich und wollten durchaus kämpfen; — man that ihnen den Willen.

Die Landwehr setzte über die Stugna, rückte in drei Kolonnen, die von den drei Fürsten befehligt waren, vorwärts, marschirte durch Tripolje und stellte sich zwischen den Wällen auf. Es war am 20. Mai 1093.

Hier war es, wo die Polowzer gegen die Russen anrückten und stolz vor deren Augen ihre Fahnen entfalteten. Ihr erster Angriff galt Swjätopolk; sie schlugen ihn und wandten sich dann gegen Wladimir und Rostislaw. Das Heer der russischen Fürsten war verhältnissmässig zu schwach; sie konnten daher nicht Stand halten und mussten fliehen.

Rostislaw ertrank in der Stugna, und auch Wladimir, als er den sinkenden Bruder retten wollte, wäre fast untergegangen. Die Leiche des Ertrunkenen wurde nach Kijew gebracht und in der Sophienkirche beigesetzt. Rostislaws Tod ward als eine Strafe Gottes angesehen, wegen seines grausamen Verfahrens gegen den alten Gregor, einen Mönch des Höhlenklosters. Als Rostislaw diesem Alten, von dem man erzählte, dass er die Gabe der Weissagung besässe, einst begegnete, fragte er ihn, welches wohl die Ursache seines Todes sein würde. Der alte Gregor antwortete ihm: das Wasser. Diese Antwort gefiel dem Rostislaw nicht und er liess den Alten dafür in den Dnjepr werfen. Für dies Verbrechen traf nun, wie man sagte, den Rostislaw der Tod durch Ertrinken.

Damit war aber der Krieg noch nicht beendet. Die Polowzer drangen bis Kijew vor und schlugen die Russen noch einmal im gleichen Jahr, am 23. Juli, zwischen Kijew und Wyschgorod bei Shelani, total aufs Haupt.

Nach diesem Siege zerstreuten sich die Polowzer in den russischen Dörfern und machten Gefangene. Ein Zeitgenosse zeichnet in markigen Zügen den Zustand der armen Russen, welche haufenweise von den Feinden in ihre Lager getrieben wurden: „Traurig, abgemattet, erschöpft vor Hunger und Durst, nackt und barfuss, von Staub geschwärzt und mit blutenden Füßen zogen sie betäubt in die Sklaverei und erzählten einander: Ich bin aus dieser Stadt und ich aus jenem Dorf, sprachen von ihren Verwandten und richteten die thränenden Augen gen Himmel empor, zum Höchsten, der alles Verborgene kennt.“

Im folgenden Jahre, 1094, hoffte Swjätopolk dem Elend des russischen Volks ein Ziel setzen zu können; er schloss Frieden mit den Polowzern und heiratete die Tochter ihres Chans Tugorkan. Doch auch dieses Jahr war nicht minder unheilvoll für das russische Land. Heuschrecken verheerten die Felder und des Fürsten von Kijew Verwandtschaft mit dem Polowzer schützte Russland nicht vor den Einfällen seiner Horden. Während ein Theil dieses Volkes Frieden und verwandtschaftliche Bande mit den Russen unterhielt, führte ein anderer den unversöhnlichen Nebenbuhler Wladimirs, Oleg, gegen ihn. Dieser, von den Byzantinern nach Rhodos verbannt, war nicht lange dort geblieben. Im Jahre 1093 befand er sich schon wieder in Tjmutarakan, vertrieb von dort David Igorewitsch und Wolodar Rostislawitsch, zwei ebenso landlose Fürsten wie er, und verhielt sich eine Zeit lang daselbst ruhig. Im Jahre 1094 aber überredete er die Polowzer das Land in dem sein Vater geherrscht hatte mit ihm zu erobern. Wladimir vermied es gegen ihn zu kämpfen und überliess ihm Tschernigow gutwillig, wahrscheinlich weil Oleg noch von früherher Anhänger in Tschernigow hatte. Wladimir selbst begab sich nach Perejaslawl.

Man sieht, dass Wladimirs Charakter schon damals vollständig gereift war; die Idee, dass er nicht um seines persönlichen Interesses willen,

sondern nur für den Nutzen des ganzen russischen Landes, hauptsächlich aber mit Energie und geeinten Kräften das Land von den Polowzern befreien könne, war ihm ein Axiom geworden. Wir sahen, dass er sich bisher die grösste Mühe gab, Frieden zwischen den Russen und Polowzern zu stiften; von jetzt an aber ward er ein steter und unversöhnlicher Feind der Polowzer; er kämpfte nicht nur selbst gegen sie, sondern führte auch alle russischen Fürsten so wie alle Streitkräfte des Landes gegen sie. Er begann diese Kämpfe durch sein Vorgehen gegen die polowzer Fürsten Kitan und Itlar. Diese waren um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen nach Perejaslawl gekommen; ihre Absicht war natürlich die nämliche wie früher, den Frieden, wann es ihnen passte, zu brechen. Kitan stellte sich hinter der Stadt, zwischen den Wällen auf, während Itlar mit seinem Gefolge in die Stadt kam. Seitens der Russen begab sich Swjätoslaw, Wladimirs Sohn, als Geissel zu den Polowzern.

Zu gleicher Zeit kam der Kijewer Slawjata, von Swjätopolk gesandt, nach Perejaslawl und rieth dem Wladimir Itlar zu tödten. Wladimir wollte sich zu solch einem Treubruch nicht verstehen, seine Leibwache aber erklärte sich mit Slawjatas Rath einverstanden und sprach: Es ist keine Sünde ihnen den Eid zu brechen, denn sie selbst brechen ihre Eide, richten das russische Land zu Grunde und vergiessen christliches Blut.

Slawjata nebst andern russischen Helden unternahm es in das polowzer Lager einzudringen um Monomachs Sohn Swjätoslaw zu befreien. Mit ihnen zusammen gingen die Torken, ein den Polowzern stammverwandtes Volk, das aber im Kijewer Lande wohnte, und daher treu zu Russland hielt. In der Nacht auf den 24. Februar 1095 wurde nicht nur Swjätoslaw glücklich befreit, sondern auch Kitan getödtet, und seine Leute erschlagen.

Itlar befand sich unterdessen im Hause des Bojaren Ratibor; am Morgen des 24. Februar lud man ihn mit seiner Leibwache zu Wladimir zum Frühstück ein; kaum aber waren die Polowzer in das zu diesem Zwecke vorbereitete Haus eingetreten, da schloss man hinter ihnen die Thüren und Olbeg, Ratibors Sohn, erschoss sie von oben, durch eine an der Decke des Hauses angebrachte Oeffnung. Nach dieser Treulosigkeit, welche die Russen dadurch zu rechtfertigen suchten, dass ihre Feinde ebenso treulos seien, rief Wladimir alle Fürsten gegen die Polowzer auf und unter ihnen auch Oleg, von dem er verlangte, dass er den Sohn des getödteten Itlar herausgeben solle. Oleg aber verweigerte es und nahm auch nicht Theil an der Versammlung der übrigen Fürsten.

Da beriefen Swjätopolk und Wladimir Oleg nach Kijew um über die Vertheidigung des russischen Landes zu berathschlagen: „komme nach Kijew“ — liessen ihm die Fürsten sagen, — „wir wollen hier die Ordnungen des russischen Landes in Gegenwart der Bischöfe, Aebte, der Mannen unsrer Väter und der Stadtleute festsetzen und wollen uns berathen, wie das russische Land vertheidigt werden soll“. Oleg aber ant-

wortete hochmüthig: Es will sich mir nicht schicken von Bischöfen, Aebten und gemeinen Leuten gerichtet zu werden.

Da sandten ihm die Fürsten, welche ihn eingeladen hatten, folgende Antwort: Wenn du nicht gegen die Ungläubigen ziehen und nicht zu gemeinsamem Rath zu uns kommen willst, so führst du Böses gegen uns im Schilde und willst den Heiden helfen. Gott möge also zwischen uns und dir entscheiden.

Das war eine Kriegserklärung. Anstatt also mit vereinten Kräften gegen die Polowzer zu ziehen, war Wladimir genöthigt seine eigenen Stammgenossen zu bekriegen. Wladimir und Swjätopolk vertrieben Oleg aus Tschernigow, belagerten ihn dann in Starodub und hielten ihn so lange umzingelt, bis er um Frieden bat. Der Friede wurde ihm bewilligt, aber unter der Bedingung, dass er durchaus nach Kijew zur Berathung kommen müsse. Kijew, sprachen die Fürsten, ist die älteste Stadt im russischen Lande, dort müssen wir zusammen kommen und Ordnung stiften. Beide Theile küssten das Kreuz; das geschah im Mai 1096.

Unterdessen machten die aufgeregten Polowzer Einfälle in Russland. Ihr Chan Bonjak mit seiner Horde brannte die Umgebung Kijews nieder und der Schwiegervater Swjätopolks, Tugorkan, belagerte, unbeschadet seiner Verwandtschaft mit dem kijewer Fürsten, Perejaslaw. Wladimir und Swjätopolk schlugen ihn gemeinschaftlich am 19. Mai aufs Haupt, Tugorkan selbst fiel in der Schlacht und sein Schwiegersohn Swjätopolk brachte den Leichnam nach Kijew, wo er zwischen zwei Wegen, dem nach Berestowo und dem zum Höhlenkloster, beerdigt wurde. Bonjak wiederholte im Juli seinen Angriff und es gelang ihm am 20. ins Höhlenkloster einzudringen. Die Mönche ruhten nach der Frühmette in ihren Zellen, da brachen die Polowzer die Pforten auf, gingen von einer Zelle in die andere, nahmen, was ihnen in die Hände fiel, verbrannten die südliche und nördliche Pforte, kamen in die Kirche, schleppten die Heiligenbilder fort und beschimpften den christlichen Gott und Glauben. Dann verbrannten sie noch das ausserhalb der Stadt belegene, von Wssewolod auf dem Wydubizer Hügel erbaute fürstliche Gehöft, welches man den rothen Hof nannte und das an der Stelle stand, wo später das Wydubizer Kloster erbaut wurde.

Oleg dachte nicht daran sein Versprechen zu halten und zur Fürstenversammlung in Kijew zu erscheinen. Dagegen ging er nach Smolensk (wo damals, man weiss nicht wie, sein Bruder David zur Herrschaft gelangt war), warb daselbst ein Heer, zog von dort aus die Akä hinunter und griff Murom an, welches dem Sohne Monomachs, Isjaslaw gehörte, der im benachbarten Lande Rostow herrschte. (Olegs Vater, Swjätoslaw, war, als er in Tschernigow sass, gleichzeitig auch Fürst von Murom, und deshalb betrachtete Oleg Murom als sein Erbgut). Am 6. September 1096 wurde Isjaslaw in einem Handgemenge getödtet. Oleg nahm Murom ein und liess alle dort befindlichen Rostower, Bjeloserer und Ssusdaler in

Ketten legen. Fürst Isjaslaw hatte, wie es scheint, die Muromer mit Hilfe seiner Landsleute beherrscht. Murom und das muromer Gebiet war damals noch heidnisch, es hauste dort ein finnischer Stamm, der dem Fürsten nur aus Furcht vor dessen Drushina gehorchte, welche dort die einzige slawische Bevölkerung gewesen zu sein scheint. In Rostow, Ssusdal und Bjelosersk dagegen hatte früher schon das slawische Element Wurzel gefasst und diese Gegenden hatten auch schon eine russische Ortsbevölkerung.

Nachdem Murom von Oleg erobert worden war, nahm er auch Ssusdal ein und brandschatzte dessen Bevölkerung, einen Theil machte er zu Gefangenen, den andern versetzte er in seine Städte und nahm ihnen ihr Besitzthum. Rostow ergab sich ihm gutwillig. Hochmüthig durch seine Erfolge, unternahm es Oleg auch Nowgorod zu unterwerfen, wo Mstislaw, ein anderer Sohn Monomachs herrschte, ein junger Fürst, den die Nowgoroder sehr liebten. Die Nowgoroder aber kamen Oleg zuvor, und ehe er noch mit seinem Heer ihr Land erreicht hatte, waren sie ihm schon bis ins Rostow-Ssusdaler Land entgegen gekommen. Oleg flüchtete, liess vor Aerger Ssusdal hinter sich verbrennen und machte erst in Murom halt. Mstislaw begnügte sich mit der Vertreibung Olegs aus dem Rostow-Ssusdaler Lande, das weder diesem noch dessen Vater jemals gehört hatte; er trug dem Oleg Frieden an und überliess es ihm sich mit seinem Vater zu verständigen. Mstislaw war deshalb so rücksichtsvoll gegen Oleg, weil dieser sein Taufvater war. Oleg stellte sich, als ob er damit einverstanden sei, fasste aber den Entschluss plötzlich über seinen Taufsohn herzufallen; die Nowgoroder hatten jedoch von dieser Absicht rechtzeitig Kunde erhalten und waren, mit den Rostowern und Bjelosern vereint, kampfbereit. Die Feinde trafen am Flusse Kolakscha auf einander, als Oleg aber die Fahne Wladimir Monomachs bei den Gegnern wehen sah, da glaubte er Wladimir sei mit grosser Heeresmacht seinem Sohn zu Hilfe gekommen, und ergriff die Flucht. Mstislaw mit den Nowgorodern und Rostowern verfolgte ihn, nahm Murom und Rjäsan, mit deren Einwohnern er glimpflich verfuhr, und befreite die in diesen Städten von Oleg gefangen gehaltenen Rostower und Ssusdaler. Dann sandte Mstislaw seinem Gegner folgende Botschaft: „fliehe nicht weiter, sondern wende dich mit Bitten an die Fürsten, deine Brüder, sie werden dich nicht aus deinem Vaterlande vertreiben.“ Oleg versprach nach dem Rathe seines Besiegers zu handeln.

Als Beweis, dass Monomach nicht die Absicht hatte seinen besiegten Nebenbuhler zu vernichten, und als Denkmal seiner damaligen Gesinnungen gegen Oleg, ist uns ein Brief erhalten, der nicht nur deshalb interessant ist, weil er den Fürsten Wladimir Monomach vollständig charakterisirt, sondern auch aus dem Grunde, weil dieser Brief, als seltenes Muster seiner Art, die damalige Ausdrucksweise veranschaulicht. Er schreibt: „Mein Sohn, den Du aus der Taufe gehoben hast, und der jetzt nicht weit von Dir entfernt ist, hat mich veranlasst Dir zu schreiben; er sandte einen

von seinen Leuten mit einem Schreiben zu mir und spricht also: Wir wollen uns vergleichen und Frieden schliessen, mein Bruder aber steht vor dem höchsten Richter; wir wollen nicht seine Rächer sein, sondern Alles Gott anheim stellen; mögen Beide vor Gottes Richterstuhl treten, wir aber wollen das russische Land nicht zu Grunde richten. Ich folgte ihm und schrieb; ob Du nun mein Schreiben in Güte oder in Schimpf aufnehmen wirst, wird Deine Antwort lehren. Als mein und Dein Kind vor Deinen Augen getödtet wurde und Du sein Blut sahest, und seinen Körper, der, gleich einer kaum erblühten Blume schon verwelkte, weshalb erforschest Du da nicht die Gedanken in deiner Seele, als Du vor ihm standest, und sagtest nicht: Weshalb that ich das? Weshalb hast Du, um der Falschheit dieser dünkelfhaften Welt willen, Dir selbst eine Sünde, dem Vater und der Mutter aber Schmerz zugefügt? Du hättest damals vor Gott Busse thun, mir einen Trostbrief schreiben und meine Schwiegertochter zu mir senden sollen. . . . Sie hat Dir weder Gutes noch Böses gethan; ich würde, anstatt Hochzeitslieder mit ihr zu singen, ihren Mann und ihre Ehe mit ihr beweint haben. Ich sah vorher weder ihre Freude noch ihre Trauung; entlasse sie also sobald als möglich, ich will zusammen mit ihr weinen und will ihr einen Platz anweisen, wie einem Turteltaubchen auf einem verdorrten Baum, während mich selbst Gott trösten wird. So war es Brauch als unsre Väter noch lebten. Sein Urtheilsspruch kam ihm von Gott, nicht aber von Dir! Wenn Du nach der Einnahme von Murom, Rostow unbehelligt gelassen und zu mir gesandt hättest, so würden wir uns verständigt haben; urtheile selbst, hättest Du zu mir, oder hätte ich zu Dir senden sollen? Wenn Du mir einen Boten oder einen Pfaffen schickest und Deine Botschaft Wahrheit enthält, so sollst Du auch Dein Gebiet wieder nehmen dürfen, unser Herz wird sich Dir zuwenden und wir werden mit einander besser leben, als bisher; ich bin weder Dein Feind noch Dein Rächer“.

Endlich kam das, was längst schon angestrebt worden war und durchaus nicht zur Ausführung kommen wollte, zustande. In Ljubetsch sammelten sich die Swjätoslawitschs — Oleg, David und Jaroslaw, der Kijewer Swjätopolk, Wladimir Monomach, der wolhynische Fürst David Igorewitsch und die galizisch-russischen Fürsten Wolodar und Wassilko Rostislawitschs; jeder mit seiner Leibwache und seinen Landsleuten. Der Zweck ihrer Berathung war Massregeln für den Schutz der russischen Länder gegen die Polowzer zu treffen und auszuführen.

Die Leitung der ganzen Berathung hatte Monomach übernommen.

„Weshalb richten wir das russische Land zu Grunde — sprachen die Fürsten, — weshalb kämpfen wir gegen einander? Die Polowzer verheeren das Land, sie freuen sich, wenn wir uns gegenseitig bekriegen. Von jetzt an wollen wir eines Herzens sein, lasst uns unser Erbe in Acht nehmen.“

Die Versammlung der Fürsten verfügte, dass Jeder in seinem Ge-

biete herrschen solle: Swjätopolk in Kijew, Wladimir in seines Vaters Wsewolod Antheil: Perejaslawl, Ssusdal und Rostow; Oleg, David und Jaroslaw in ihres Vaters Swjätoslaw Antheil, dem Lande Ssewersk und Rjāsan; David Igorewitsch in Wolhynien und Wassilko und Wolodar in den Städten Terebowl und Peremyschl und in den dazu gehörenden Ländern, welche in der Folge Galizien genannt wurden. Alle küßten das Kreuz, um zu bekräftigen, dass, wenn Jemand unter ihnen den andern angreifen würde, alle andern sich verpflichten gegen den Zwietrachtstifter zu rüsten. „Das heilige Kreuz und das ganze russische Land komme über ihn.“ Dies war das Urtheil, welches damals gesprochen wurde.

Bis zu dieser Epoche waren Wladimir und Swjätopolk die besten Freunde gewesen. Der Letztere war von beschränktem Verstande und schwachen Charakters, er unterordnete sich Wladimir, wie überhaupt derartige Leute sich willenskräftigeren und klügeren Männern als sie selbst sind, leicht unterzuordnen pflegen. Man weiss aber auch, dass solche Leute leicht geneigt sind diejenigen von denen sie abhängig sind, zu beargwöhnen. Sie sind ihnen zwar ergeben, im Herzen aber sind sie ihnen feindselig gesinnt. David Igorewitsch war ein geschwornener Feind des terebowler Fürsten Wassilko und wollte sich dessen Land aneignen. Als er aus Ljubetsch nach Wolhynien über Kijew zurückkehrte, versicherte er Swjätopolk, dass Wassilko mit Wladimir einen bösen Anschlag gegen ihn verabredet hätten um ihm das Kijewer Land zu rauben. Wassilko war ein unternehmender Charakter; er hatte bereits die Polowzer gegen Polen geführt, dann wollte er, wie er später selbst gestand, gegen die Polowzer ziehen, aber den russischen Fürsten etwas Böses zuzufügen, lag, wenn man ihm glauben darf, wohl nicht in seiner Absicht.

Swjätopolk, von David aufgehetzt, lud Wassilko zum Namensfest zu sich ein, als dieser, auf der Rückreise von Ljubetsch nach Hause, bei Kijew vorbei kam und, ohne die Stadt selbst zu berühren, im Wydubizer Kloster einkehrte und seine Fuhren voraussandte. Einer von Wassilkos Dienern, der entweder Arglist vermuthete oder der vielleicht sogar gewarnt worden war, widerrieth seinem Fürsten nach Kijew zu gehen: „Man will dich fangen“ — sprach er; Wassilko jedoch verliess sich auf den Schwur in Ljubetsch, wurde nachdenklich, bekreuzte sich und ging hin.

Es war am 5. November 1097. Wassilko betrat das Haus Swjätopolks und traf David bei ihm. Nachdem sie sich begrüsst hatten, setzten sie sich nieder. David schwieg. „Bleibe zum Feste bei mir, sagte Swjätopolk. „Ich kann nicht, Bruder“, antwortete Wassilko, „ich habe meine Fuhren schon vorausgeschickt.“ — „Nun, dann frühstücke mit uns“, sagte Swjätopolk. Wassilko willigte ein. Darauf sprach Swjätopolk: „Bleibt ein wenig hier, ich will nur Einiges anordnen.“ Wassilko blieb mit David allein und fing ein Gespräch mit ihm an, David aber schwieg und that, als ob er nichts höre. Endlich fragte David die Diener: „Wo ist der Bruder?“ — „Er steht im Flur“, antwortete man ihm. — „Ich will ihn

holen gehen, Du aber, Bruder, bleibe ein wenig sitzen“, sagte er zu Wassilko und ging hinaus. Da fesselten diesen die Diener und stellten eine Wache bei ihm auf. So verging die Nacht.

Am andern Tag berief Swjätopolk eine Versammlung von Bojaren und Leuten aus dem Kijewer Land und sprach: „David sagt, dass Wassilko meinen Bruder Jaropolk getödtet und sich jetzt mit Wladimir verschworen habe, mich zu ermorden und mir meine Städte wegzunehmen.“ Die Bojaren und Kijewer Leute sprachen: „Fürst, du musst dein Haupt wahren; wenn David die Wahrheit spricht, so muss Wassilko hingerichtet werden, spricht er aber die Unwahrheit, so möge Gottes Rache über ihn kommen und er es vor Gott verantworten.“

Die Antwort war zweideutig und ausweichend. Die Aebte waren dreister und baten für Wassilko. Swjätopolk berief sich auf David. Er selbst wäre damit einverstanden Wassilko freizugeben, aber David rieth, man solle ihn blenden und sprach: „Wenn du ihn frei lässest so wird keiner von uns beiden sein Fürstenthum behalten.“ Swjätopolk schwankte, unterwarf sich dann dem David gänzlich und willigte in die abscheuliche Unthat.

In der folgenden Nacht brachte man Wassilko gefesselt nach Bjelgorod und führte ihn in ein kleines Haus. Als Wassilko sah, dass sein Begleiter, der Schildträger, sein Messer zu wetzen begann, da errieth er, was ihm bevorstehe und er fing an zu schreien und unter Thränen Gott anzurufen. Es traten zwei Stallknechte ein, von denen der eine Namens Snowid Isetschewitsch dem Swjätopolk angehörte, der andere, Dmitry, war Davids Knecht. Sie breiteten einen Teppich aus und ergriffen Wassilko um ihn darauf zu legen. Dieser rang mit ihnen, denn er war stark und beide konnten ihn nicht überwältigen; da kamen noch andere zu Hilfe, sie banden ihn, warfen ihn nieder und nahmen ein Brett vom Ofen, das legten sie ihm auf die Brust und die Stallknechte setzten sich darauf, aber Wassilko warf sie von sich ab. Da kamen noch zwei Leute hinzu und nahmen noch ein Brett vom Ofen, das warfen sie auf den Fürsten und setzten sich darauf und drückten so stark, dass dem Wassilko die Knochen in der Brust krachten. Darauf begann Berenda, Swjätopolks Schafhirt, die Operation. In der Absicht mit dem Messer ins Auge zu stechen, stiess er zuerst vorbei und zerschnitt dem Wassilko das Gesicht; dann aber gelang es ihm beide Augen, eines nach dem andern, herauszunehmen. Wassilko verlor die Besinnung. Man nahm ihn mit dem Teppich, auf dem er lag, auf, legte ihn auf einen Wagen und fuhr mit ihm nach Wladimir zu.

Als sie durch die Stadt Swishden kamen, brachte man ihn zur Frau eines Pfaffen und gab ihr das blutbefleckte Hemd des Fürsten um es zu waschen. Die Frau wusch es, zog es dem Wassilko an und weinte, durch seinen Anblick gerührt, bitterlich. Da kam Wassilko wieder zur Besinnung und rief: „Wo bin ich?“ — Man antwortete ihm: „In der Stadt Swishden.“ —

„Gebt mir Wasser!“ sprach er. Man gab ihm Wasser, er trank und erlangte nach und nach vollständig sein Bewusstsein wieder; da erinnerte er sich dessen, was mit ihm geschehen war und als er sein Hemd befühlte, fragte er, weshalb man es ihm ausgezogen habe. „Ich hätte in diesem blutbefleckten Hemd am liebsten den Tod empfangen und wäre damit vor Gottes Antlitz getreten.“

Nach dem Mittagessen brachten ihn die Bösewichte nach Wladimir, wo sie am sechsten Tag eintrafen. David führte den Wassilko in das Haus eines Einwohners von Wladimir, Namens Wakej, und gab ihm dreissig Mann zur Bewachung, die von zwei fürstlichen Junkern, Ulan und Koltshok, befehligt wurden.

Früher als die andern Fürsten erfuhr Wladimir Monomach das Geschehene und entsetzte sich. „Dergleichen kam weder bei unsern Grossvätern noch bei unsern Vorfahren vor“, sprach er, und berief sofort die tschernigower Fürsten Oleg und David zu sich nach Gorodez zur Berathung. „Man muss das Uebel wieder gut zu machen suchen“, — sagte er — „sonst wird ein noch grösseres Unglück daraus entstehen; ein Bruder wird den andern umbringen, das russische Land wird zu Grunde gerichtet und die Polowzer werden sich desselben bemächtigen.“ Swjätoslaws Söhne David und Oleg entsetzten sich gleichfalls und sprachen: „Dergleichen ist in unsrer Familie noch nie vorgekommen.“ In der That, es war noch nicht vorgekommen; barbarischer Brudermord hatte früher schon im fürstlichen Geschlecht stattgefunden, aber Blendung war noch nie dagewesen; diese Frevelthat hatte die griechische Civilisation dem barbarischen Russland gebracht.

Alle drei Fürsten sandten ihre Männer zu Swjätopolk mit folgender Botschaft: „Weshalb hast Du eine solche Missethat im russischen Lande verübt? Weshalb hast Du das Messer unter die Brüder geschleudert? Weshalb den Bruder geblendet? Wäre er schuldig vor Dir gewesen, so hättest Du ihn in unsrer Gegenwart überführen und seine Schuld beweisen sollen, er würde dann bestraft worden sein; jetzt aber sprich: Wessen beschuldigst Du ihn?“ Swjätopolk antwortete: „David Igorewitsch sagte mir, dass Wassilko meinen Bruder Jaropolk getödtet habe und dass er auch mich tödten wolle, um sich meiner Gebiete Turow, Pinsk, Berestje und Pogorynje zu bemächtigen; er sagte, dass er und Wladimir sich durch Eidschwur verbunden hätten, um Wladimir in Kijew und Wassilko in der Stadt Wladimir einzusetzen. Ich war genöthigt mein Haupt zu schützen. Nicht ich war es, der ihn blenden liess, sondern David, er hat ihn auch zu sich hinweg geführt.“

„Damit darfst Du Dich nicht ausreden — antworteten die Fürsten, — David hat ihn blenden lassen, es geschah aber nicht in Davids Stadt, sondern in der Deinigen.“

Wladimir beschloss mit den Fürsten und ihrem Kriegsheer gegen Swjätopolk über den Dnjepr zu ziehen und Swjätopolk wollte vor Schreck

schon fliehen: da hielten ihn die Kijewer zurück und sandten Wladimirs Stiefmutter und den Metropolit Nikolaus mit folgender Botschaft zu Wladimir:

„Wir flehen Dich an, Fürst Wladimir, und mit Dir die Fürsten, Deine Brüder, richtet das russische Land nicht zu Grunde; beginnt Ihr unter einander zu kämpfen, so werden sich die Heiden darob freuen und werden unser Land nehmen, welches Eure Väter und Eure Grossväter mit Mühe und Tapferkeit erworben haben; sie kämpften für das russische Land und eroberten fremde Länder, Ihr aber wollt russisches Land verwüsten.“

Wladimir hatte grosse Achtung vor seiner Stiefmutter und liess sich durch ihr Flehen bewegen. „Es ist wahr,“ sagte er, „unsre Väter und Grossväter haben das russische Land in Acht genommen, wir aber suchen es zu verderben.“

Die nach Kijew zurückkehrende Fürstin brachte den Kijewern die frohe Botschaft, dass Wladimir zum Frieden geneigt sei.

Die Fürsten standen auf dem linken Ufer des Dnjepr und verhandelten mit Swjätopolk. Endlich war ihr letztes Wort: „Wenn David an diesem Verbrechen schuld ist, so soll Swjätopolk gegen David ausziehen und ihn entweder gefangen nehmen oder ihn von seinem Fürstensitz vertreiben.“

Swjätopolk küsste das Kreuz und versprach nach Wladimirs und dessen Genossen Forderung zu handeln.

Die Fürsten rüsteten sich nun gegen David; dieser aber, als er es erfuhr, machte den Versuch sich mit Wassilko zu versöhnen und suchte ihn zu veranlassen, die Gefahr, der er um seinetwillen ausgesetzt war, von ihm abzuwenden.

David rief daher in der Nacht einen Mann, Namens Wassilij zu sich, dessen Erzählung die Chronik vollständig wiedergiebt. David sprach zu ihm:

„Wassilko sagte in dieser Nacht zu Ulan und Koltshok, dass er einen seiner Männer zum Fürsten Wladimir schicken möchte. Ich sende daher Dich, Wassilij, zu Deinem Namensvetter ¹⁾, sage ihm von mir: Wenn Du deinen Mann zu Wladimir sendest, und Wladimir kehrt nach Hause zurück, so gebe ich Dir die Stadt, welche Du begehrest, entweder Wssegolosh oder Schepel oder Peremil.“

Wassilij begab sich zu Wassilko und theilte ihm Davids Worte mit.

„Ich habe nichts dergleichen gesagt“, — antwortete Wassilko, — „bin aber bereit einen Mann zu senden, damit nicht Blut meinewegen vergossen werde; mich wundert nur, dass David mir seine Städte anbietet, während doch mein Terebowl in seiner Gewalt ist. Geh' zu David zurück und sage ihm, dass er den Kulmej zu mir sende, ich will ihn zum Fürsten Wladimir schicken. Wassilij ging zu David und sagte, als er zurückkam, dass Kulmej nicht da sei.“

¹⁾ Wassilko und Wassilij ist der gleiche Name, Basilius.

Da sprach Wassilko: „Bleibe ein wenig bei mir.“ Er befahl seinen Dienern hinauszugehen und sagte dann zu Wassilij:

„Wie ich höre, will mich David den Lechen ausliefern; er hat wohl noch nicht genug von meinem Blut und will sich noch mehr daran sättigen. Den Lechen habe ich viel Böses zugefügt und wollte ihnen noch mehr anthun, ich wollte das russische Land an ihnen rächen. Mag er mich ihnen ausliefern, ich fürchte den Tod nicht. Ich will Dir nur die Wahrheit sagen: Gott hat mich für meinen Hochmuth bestraft: ich erhielt die Nachricht, dass die Berendejer, Petschenegen und Torken zu mir kämen, und da dachte ich bei mir, wenn ich erst die Berendejer, Petschenegen und Torken habe, so sage ich meinem Bruder Wolodar und dem David: Gebt mir Euer kleineres Kriegsheer, trinkt und seid vergnügt, ich aber gehe im Winter gegen das Lechenland, erobere es bis zum Sommer, und räche das russische Land. Dann wollte ich mich auch der Donau-Bolgaren bemächtigen, sie bei mir ansiedeln und dann Swjätopolk und Wladimir bitten; mich gegen die Polowzer ziehen zu lassen: ich wollte mir entweder Ruhm holen oder mein Leben für das russische Land hingeben; andere Absichten trug ich weder gegen Swjätopolk noch gegen David im Herzen. Ich schwöre bei Gott und seiner Menschwerdung, dass ich den Brüdern nichts Böses zufügen wollte; aber Gott hat mich für meinen Uebermuth erniedrigt und gedemüthigt!“ Man weiss nicht, womit diese Verhandlungen Davids mit Wassilko endeten; wahrscheinlich aber ist, dass Wassilko den Wladimir zurückhielt, denn in diesem Jahre fand kein Angriff gegen David statt. Ostern nahte, und David liess Wassilko nicht frei, sondern wollte im Gegentheil das Gebiet des Gebliedeten an sich reissen; er zog mit einem Heer dorthin, aber Wolodar kam ihm bei Boshsk entgegen. David war ebenso feig wie bösartig. Er getraute sich nicht, den Kampf aufzunehmen, sondern befestigte sich in Boshsk. Wolodar belagerte ihn und sandte ihm folgende Botschaft: „Weshalb thatest Du so viel Böses und bereuest nicht? — besinne Dich!“ — „War ich es etwa, der es gethan hat?“ — antwortete David, — „ist es denn in meiner Stadt geschehen? Swjätopolk ist an Allem schuld, ich fürchtete, man würde auch mich gefangen nehmen und mir das Gleiche anthun; gezwungen, musste ich im Rathe ihm zustimmen; ich war in seinen Händen.“

Wolodar widersprach nicht, es war ihm nur darum zu thun, seinen Bruder aus der Gefangenschaft zu befreien. „Mag Gott darüber Richter sein“, liess er David sagen, — „Du aber, entlasse meinen Bruder, und ich will dann Friede mit Dir schliessen.“

David war froh; er befahl den Blinden herbeizuführen und übergab ihn Wolodar. Sie schlossen Frieden und gingen auseinander.

Im nächsten Frühjahr aber (1098) zogen Wolodar und Wassilko mit einem Kriegsheer gegen David. Sie erreichten die Stadt Wssegolosh, nahmen sie mit Sturm und zündeten sie an; die Einwohner entflohen.

Wassilko befahl, Alle zu vertilgen, und rächte sich auf diese Weise an Unschuldigen, berichtet der Chronist. Wassilko bewies dadurch, dass, ob schon er unglücklich war, er doch das russische Land durchaus nicht so sehr liebte, wie er vorgab. Die Brüder zogen nach Wladimir, wo der feige David sich eingeschlossen hatte, und sandten den Wladimirern folgende Botschaft:

„Wir sind nicht als Eure und Eurer Stadt Feinde, sondern als Feinde von Turjak, Lazarus und Wassilij gekommen; sie waren es, die David überredeten; er folgte ihnen und that Böses. Wollt Ihr für sie kämpfen, so sind wir bereit; wollt Ihr aber nicht, so gebt unsre Feinde heraus.

Die Bürger von Wladimir versammelten sich und sprachen zu David also:

„Gieb diese Männer heraus, wir wollen nicht für sie kämpfen, für Dich aber können wir kämpfen; lieferst Du sie nicht aus, so öffnen wir die Stadt, und Du magst dann für Dich sorgen, wie Du kannst.“

David antwortete: „Sie sind nicht hier, ich habe sie nach Luzk gesandt; Turjak ist nach Kijew entflohen, Wassilij und Lazarus sind in Turijsk.“

„Gieb die, welche von Jenen verlangt werden, heraus!“ — riefen die Bürger, „wenn nicht, so ergeben wir uns.“

David konnte sich nicht länger sträuben; er sandte nach seinen Günstlingen Wassilij und Lazarus und gab sie preis.

Die Rostislawitschs (Söhne des Fürsten Rostislaw) hängten beim Anbruch der Morgenröthe Wassilij und Lazarus vor der Stadt auf, und Wassilkos Söhne schossen mit Pfeilen nach ihnen. Nachdem sie hingehichtet waren, wurde die Belagerung aufgehoben.

Nach vollzogener Strafe zog Swjätopolk, welcher bis jetzt gezögert hatte, den Urtheilsspruch der Fürsten auszuführen und David für seine Uebelthat zu züchtigen, gegen diesen. David suchte bei dem polnischen Fürsten Wladislaw Herman Hilfe, doch dieser nahm zwar Geld von ihm, half ihm aber nicht. Nach siebentägiger Belagerung der Stadt Wladimir übergab sie David und ging nach Polen.

Am Sonnabend in der Charwoche des Jahres 1098 zog Swjätopolk in Wladimir ein. Nachdem der kijewer Fürst sich Wolhyniens bemächtigt hatte, überlegte er, dass es eigentlich nicht übel wäre, auf gleiche Weise auch die Gebiete der Rostislawitschs, um derentwillen er den Krieg gegen David geführt hatte, wegzunehmen.

Wolodar, dem Angriffe zuvorkommend, ging dem Fürsten von Kijew entgegen und nahm seinen blinden Bruder mit sich. Die Feinde stiessen bei der Grenzscheide, welche Roshnowo-Pole genannt wurde, auf einander. Als die kampfbereiten Heere im Begriff waren, loszuschlagen, erschien plötzlich der blinde Wassilko mit dem Kreuz in der Hand und rief, seine Rede an Swjätopolk richtend:

„Hier ist das Kreuz, welches Du geküsst hast, bevor Du mir das

Augenlicht raubtest! Jetzt willst Du mir auch noch die Seele rauben; dieses heilige Kreuz wird zwischen uns entscheiden.“

Ein hartnäckiger Kampf begann; die Rostislawitschs siegten. Swjätopolk floh nach Wladimir und die Sieger verfolgten ihn nicht. „Unsere eignen Grenzen genügen uns“, sprachen sie.

Da traf es sich, dass die Rostislawitschs und ihr Feind David gemeinschaftliche Sache machen mussten: sie waren genöthigt, sich gegen Swjätopolk zu vertheidigen, und zwar weil dieser sie nicht in Ruhe lassen wollte. Nachdem er einen seiner Söhne, Mstislaw, in Wladimir eingesetzt hatte, sandte er den andern, Jaroslaw, zu den Ugren (Ungarn) um sie gegen Wolodar zu verwenden; er selbst aber ging nach Kijew, wahrscheinlich mit der Absicht, denselben Jaroslaw in das Land der Rostislawitschs einzusetzen, nachdem er diese daraus vertrieben haben würde, so wie er David bereits vertrieben hatte. Swjätopolk wollte die Feindschaft zwischen David und den Rostislawitschs benutzen, um seinen Söhnen deren Besitzungen zu verschaffen. David kehrte aus Polen zurück und traf mit Wolodar zusammen; die Erzfeinde versöhnten sich, David liess seine Frau bei Wolodar und machte sich auf den Weg, um die polowzer Horde, welche vom kriegerischen und grimmigen Chan Bonjak geführt wurde, anzuwerben. Wahrscheinlich war es David gelungen, Wolodar zu überzeugen, dass an der Unthat, welche an Wassilko verübt worden war, nicht er, David, sondern Swjätopolk schuld sei.

Während Wolodar in Peremyschl sass, kamen die Ungarn mit ihrem König Koloman, den Jaroslaw Swjätopolkowitsch herbeigerufen hatte, und begannen die Stadt zu belagern. Glücklicherweise fand David die Polowzer in der Nähe und führte sie nach Peremyschl.

Am Vorabend der Schlacht gegen die Ungarn ritt Bonjak um Mitternacht vom Heer hinweg ins Feld und fing an, wie ein Wolf zu heulen. Eine Menge Wölfe antworteten auf sein Geheul. Das war polowzer Art, die zukünftigen Ereignisse zu ergründen. „Morgen“, sprach Bonjak, „werden wir die Ungarn besiegen.“ Die Voraussagung des polowzer Chans traf ein. Der zeitgenössische Chronist erzählt, Bonjak habe die Ungarn in einen Haufen zusammengejagt, wie der Falke die Dohlen. Die Ungarn flohen, und viele derselben ertranken in der Wagra und Ssana. David zog dann nach Wladimir und bemächtigte sich des Wladimirschen Gebiets. In der Stadt selbst sass Mstislaw Swjätopolkowitsch mit einer Garnison, die aus Bewohnern der Wladimirschen Städte, aus Berestjanern, Pinskern und Wygoschewzen bestand. David begann den Angriff, und von beiden Seiten regnete es Pfeile. Die Belagerer suchten sich durch bewegliche Thürme zu decken, die Belagerten standen auf den Mauern hinter Brettern; so war es damals Brauch im Kriege. Während dieses Hin- und Herschiessens traf, am 12. Juni 1099, ein Pfeil durch die Spalten der Bretter und tödtete den Fürsten Mstislaw. Nach seinem Tode mussten die Belagerten noch bis zum August eine lästige Umzingelung aushalten,

bis ihnen Swjätopolk endlich ein Entsatzheer sandte. Am 5. August war David nicht imstande, den neu eingetroffenen Truppen im Kampfe Widerstand zu leisten, und flüchtete zu den Polowzern. Die Sieger bemächtigten sich der Städte Wladimir und Lutzk; es dauerte jedoch nicht lange, da erschien David mit Bonjak wieder und nahm ihnen beide Städte weg.

Monomachs Absicht, die russischen Fürsten zu gemeinsamem Handeln gegen die Polowzer zu vereinigen, war nicht nur nicht zustande gekommen, sondern führte im Gegentheil zu einem jahrelangen Kriege zwischen den Fürsten, war also für das russische Land eine Steigerung des Uebels. Im nächsten Jahre, 1100, gelang es Monomach indess doch, einen Fürstenrath zusammen zu bringen und David Igorewitsch zu überreden, sich dem Urtheil der Fürsten zu unterwerfen. David selbst sandte in dieser Angelegenheit Botschafter zu den Fürsten. Leider sind uns die Einzelheiten der Vorbereitung zu dieser neuen fürstlichen Zusammenkunft nicht bekannt. Am 10. August kamen Wladimir Monomach, Swjätopolk und Oleg mit seinem Bruder David in Wititschew zusammen und, zwanzig Tage später, am 30. August nochmals. Diesmal war auch David Igorewitsch unter ihnen.

„Wer hat sich über mich zu beklagen?“ fragte David.

„Du hast zu uns gesandt, — sagte Wladimir, — und geäußert, dass Du Dich einer Kränkung wegen bei uns beklagen willst. Nun, jetzt sitzt Du mit den Brüdern auf dem gleichen Teppich, sprich also! Gegen wen ist Deine Klage gerichtet?“

David antwortete nicht.

Da setzten sich die Fürsten zu Pferde und stellten sich einzeln, jeder mit seiner Leibwache, auf. David Igorewitsch stand abgesondert von ihnen. Die Fürsten unterhielten sich über Davids Angelegenheit; zuerst jeder Fürst mit seiner Leibwache allein, dann berathschlugten sie gemeinsam, und schliesslich sandte jeder Fürst einige von seinen Männern zu David. Diese hielten ihm folgende Rede:

„Das ist's, was Dir die Brüder sagen: Wir wollen Dir den Sitz von Wladimir deshalb nicht geben, weil Du das Messer zwischen uns geworfen hast, weil Du gethan hast, was im russischen Lande noch nie dagewesen ist; wir wollen Dich aber nicht in Gefangenschaft halten, Dir nichts Böses thun; Du kannst in Bushsk und Ostrog ruhig sitzen; Swjätopolk giebt Dir ausserdem noch Dubko und Tschartorisk, und Wladimir giebt 200 Griwnas, auch Oleg und David geben Dir 200 Griwnas.“

Dann sandten die Fürsten an Wolodar folgende Botschaft:

„Nimm deinen Bruder Wassilko zu Dir, Euch beiden soll Peremyschl gehören. Wenn Ihr wollt, so könnt Ihr bei einander leben, wollt Ihr aber nicht, so sende Wassilko zu uns, wir werden für ihn sorgen.“

Wolodar war über diesen Vorschlag zornig; Swjätopolk und die Swjätoslawitschs wollten die Rostislawitschs aus ihrem Gebiet vertreiben und sandten eine Einladung an Wladimir, um ihn aufzufordern, sich an diesem

Unternehmen zu betheiligen. Dieser war nach der Zusammenkunft von Wititschew in seine nördlichen Besitzungen gereist und befand sich, als der Ruf Swjätopolks, gegen die Rostislawitschs zu ziehen, ihn erreichte, an der Wolga. „Gehst Du nicht mit uns, so bleiben wir für uns, und Du bleibst für Dich“, hatten sie ihm sagen lassen. Es scheint, dass Wladimir auch auf der wititschewer Versammlung mit den übrigen Fürsten nicht einig war und ihre Anordnungen nicht ohne Weiteres gebilligt hat. „Ich kann nicht gegen die Rostislawitschs mit Euch ziehen“, antwortete er ihnen, „denn ich will meinen Eid nicht brechen. Gefällt Euch das Letztere nicht, so haltet Euch an das Frühere“, (d. h. an das in Ljubetsch Beschlossene). Wladimir war damals sehr erbittert, das bezeugen auch die Worte in seinem Testament, welche dieses Ereigniss erwähnen. Er hielt es für angemessen, bei dieser Gelegenheit die Worte des Psalters anzuführen: „Erzürne Dich nicht über die Bösen, sei nicht neidisch gegen die Uebelthäter.“

Die Mittel, durch welche die Fürsten ihre Zwistigkeiten bisher beigelegt hatten, entsprachen wenig dem Gerechtigkeitssinn. Wladimir war häufig bloß deshalb nicht anderer Meinung, weil er die Unterdrückung der gegenseitigen Kämpfe, um die Kräfte des Landes gegen den gemeinsamen Feind, die Polowzer, intakt zu erhalten, als seine Hauptaufgabe betrachtete.

Swjätopolk, als Fürst von Kijew, wünschte, gleich seinen Vorgängern, die Oberherrschaft über Nowgorod und wollte, um diesen Zweck zu erreichen, seinen Sohn in Nowgorod einsetzen, während doch Monomachs Sohn Mstislaw dort Fürst war. Trotzdem ging Wladimir auf Swjätopolks Wünsche ein, und dieser versprach, als Ersatz für Nowgorod, Mstislaw das Fürstenthum Wladimir zu geben.

Monomach liess nun Mstislaw aus Nowgorod nach Kijew kommen, aber gleich darauf erschienen auch Botschafter aus Nowgorod und sprachen zu Swjätopolk:

„Die, welche uns gesandt haben, befahlen uns, Dir Folgendes zu sagen: Wir wollen Swjätopolk und seinen Sohn nicht, sende ihn nur dann, wenn er zwei Köpfe hat. Wsewolod hat uns den Mstislaw gegeben, wir haben ihn gross gezogen, Du aber, Swjätopolk, bist von uns gegangen.“

Swjätopolk konnte gegen ihre Gründe nicht aufkommen und war auch nicht imstande, die Nowgoroder zu zwingen, ihm seinen Willen zu thun. Mstislaw kehrte also wieder zurück. Nowgorod fühlte sich durch seine Lage, inmitten unzugänglicher Sümpfe und Urwälder, geschützt; man konnte weder Polowzer noch Lechen hierherführen. Mit fremder Hilfe war also Nowgorod nicht zu überwältigen.

Von nun an richtete Wladimir seine Thätigkeit nur noch auf den Schutz des Landes gegen die Polowzer. Im Jahre 1101 brachte er endlich die Fürsten so weit, dass sie sich gegen die Polowzer erhoben. Als diese aber von den Rüstungen der russischen Fürsten hörten, da kamen die verschiedenen Horden gleichzeitig und baten um Frieden. Die Russen nahmen den Frieden an, blieben aber gerüstet, um die Polowzer für den

ersten Treubruch, den sie versuchen würden, zu züchtigen. Im Jahre 1103 ward der Friede durch die Polowzer gebrochen, und es gelang Monomach, die russischen Fürsten zum ersten Mal zu einem gemeinsamen Offensivkrieg gegen das polowzer Land zu bewegen. Die Chronik spricht von diesem Feldzug äusserst sympathisch; man erkennt daraus, dass er Eindruck auf die Zeitgenossen gemacht haben muss. Der Fürst von Kijew mit seinem Heer und Wladimir mit dem seinigen trafen in Dolobsk (am linken Ufer des Dnjepr in der Nähe Kijews) zusammen; dort, in einem Zelte, fand die Berathung statt. Swjätopolks Heer war gegen den Feldzug; man hörte rufen: „Jetzt ist Frühling, wie darf man da den Knecht vom Acker wegholen? er muss pflügen!“

Wladimir aber erwiderte: „Merkwürdig, dass Ihr nicht den Knecht schonen wollt, sondern das Pferd, mit dem er pflügt; denn wenn der Knecht zu pflügen beginnt, so kommt der Polowzer und nimmt ihm sein Pferd, ihn selbst aber tödtet er mit dem Pfeil, er dringt ins Dorf und raubt Weib und Kind.“

Swjätopolks Schar konnte nichts darauf erwidern, und Swjätopolk sprach: „Ich bin bereit.“

„Was Du thust, wird sehr gut sein,“ antwortete Monomach.

Nach der Berathung in Dolobsk luden Swjätopolk und Wladimir die tschernigower Fürsten und später auch noch andere ein, an dem Feldzug Theil zu nehmen. David folgte ihnen, Oleg aber entschuldigte sich mit Unwohlsein. Er wollte es vermeiden, gegen die Polowzer zu kämpfen, die ihm geholfen hatten, Tschernigow zu erobern, und berechnete vielleicht auch, dass ihm und seinen Kindern die Freundschaft derselben noch von Nutzen sein konnte. Es kamen mit ihren Heeren David Wseslawitsch, Fürst von Polozk, und noch einige andere. Die Russen waren theils beritten, theils Fussvolk; das letztere kam auf Kähnen den Dnjepr entlang bis Chortiza. Nach viertägigem Marsche, von Chortiza aus durch die Steppe, stiessen sie am 4. April am Grenzorte, der Ssutenj genannt wird, auf die Polowzer und schlugen sie aufs Haupt. Es fielen gegen zwanzig polowzer Fürsten. Einer derselben, Fürst Beldjus, wurde gefangen und bot ein grosses Lösegeld in Gold, Silber, Pferden und Vieh; Wladimir aber sprach: „Ihr habt schon oft Verträge mit uns geschlossen und habt dann doch das russische Land verheert; weshalb hast Du Deine Söhne und Deinen Stamm nicht gelehrt, Verträge zu halten und christliches Blut zu schonen?“ Dann liess er Beldjus tödten und seinen Körper in Stücke hauen. Die Russen erbeuteten damals viele Schafe, Rindvieh, Kamele und Sklaven.

Im Jahre 1107 gedachten der kriegerische Bonjak und der alte polowzer Fürst Scharukan, sich für die früheren Niederlagen an den Russen zu rächen, wurden jedoch bei Lubny aufs Haupt geschlagen. 1109 sandte Wladimir seinen Feldherrn Dmitry Iworowitsch an den Don, und die Russen verheerten daselbst die Lager der Polowzer. Dafür zerstörten die

Polowzer im nächsten Jahre die Umgegend von Perejaslawl. Im nächstfolgenden unternahm Wladimir wieder mit den Fürsten einen Feldzug, welcher, mehr als alle früheren, von den Zeitgenossen ruhmvoll genannt wurde. Die Ueberlieferung spricht in Verbindung mit diesem Feldzuge von wunderbaren Erscheinungen. So soll am 11. Februar eine Feuersäule über dem Höhlenkloster erschienen sein. Anfangs sei sie über dem Refectorium gestanden, von dort über die Kirche hinweg auf das Grab des Theodosios gerückt, habe sich hierauf nach Osten gewendet und sei dann verschwunden. Diese Erscheinung war angeblich von Blitz und Donner begleitet. Schriftkundige deuteten, es sei ein Engel gewesen, der den Russen Sieg über die Ungläubigen verkündet habe. Im Frühjahr in der zweiten Fastenwoche zog Wladimir mit seinen Söhnen, Swjätopolk mit seinem Sohn Jaroslaw und David mit seinem Sohn an die Ssula; sie überschritten den Pssjol, die Worskla und kamen am 23. März an den Don; am 27., dem Montag der Charwoche, schlugen sie die Polowzer am Flusse Ssalniza und kehrten dann mit Beute und mit Gefangenen zurück. Der Chronist berichtet: Da verbreitete sich bei den Griechen, Lechen, Tschechen und allen Völkern der Ruhm von den Grossthaten der Russen und gelangte sogar bis nach Rom. Von nun an hatte das Land lange Zeit hindurch Ruhe vor den Ueberfällen der Polowzer.

Im Jahre 1113 starb Swjätopolk, und die Kijewer erwählten in einer Volksversammlung Wladimir Monomach zu ihrem Fürsten. Dieser jedoch zögerte, die Wahl anzunehmen. Unterdessen überfielen die Kijewer, welche mit den Erpressungen des verstorbenen Fürsten unzufrieden gewesen waren, das Haus seines Günstlings Putjata und beraubten die Juden, denen Swjätopolk während seiner Herrschaft viel nachgesehen, denen er sogar die Eintreibung der Steuern anvertraut hatte. Abermals schickten die Kijewer Abgesandte an Wladimir und liessen ihm sagen: „Fürst, komme nach Kijew; wenn Du nicht kommst, so wird auch Swjätopolks Fürstin ausgeraubt, ebenso die Bojaren und die Klöster. Es wird Deine Schuld sein, wenn die Klöster geplündert werden.“ Wladimir, vom ganzen Lande gewählt, kam und bestieg den Fürstenstuhl von Kijew.

Die Zeit vom Antritt der Regierung Wladimir Monomachs in Kijew bis zu dessen Tode, der im Jahre 1125 erfolgte, war die Blüteperiode des alten kijewer Russlands. Weder die Polowzer noch andre fremde Völkerschaften beunruhigten nunmehr das russische Volk. Im Gegentheil, Wladimir selbst sandte seinen Sohn Jaropolk an den Don, wo dieser den Polowzern drei Städte wegnahm und sich eine Frau, die Tochter eines Jassyschen Fürsten — eine seltene Schönheit — holte. Ein anderer Sohn Wladimirs, Mstislaw, brachte mit den Nowgorodern den Tschuden am baltischen Uferlande eine Niederlage bei; ein dritter Sohn, Jurij, besiegte die Bolgaren an der Wolga. Die Theilfürsten getrauten sich nicht, Fehden untereinander anzufangen: Widerspänstige würden Wladimirs starken Arm gefühlt haben. Die ersten Versuche, Unordnungen hervorzurufen, verzieh

Wladimir, die folgenden aber bestrafte er streng. So überzog er einst Gljeb Mstislawitsch mit Krieg, weil dieser die Stadt Slutzk überfallen und verbrannt hatte. Gljeb musste sich demüthigen und um Frieden bitten, Wladimir beließ ihn an seinem Fürstensitz in Minsk. Einige Jahre später aber, 1119, vertrieb ihn Wladimir, wahrscheinlich wegen eines ähnlichen Vergehens, und führte ihn nach Kijew, wo er starb. So versammelte Wladimir auch im Jahre 1118 die Fürsten und zog mit ihnen gegen Jaroslaw Swjätopolkowitsch, den Fürsten von Wolhynien, der sich unterwerfen und vor ihm bis zur Erde verneigen musste; dann beließ er ihn wieder in Wladimir und sagte ihm: „Komme stets, wenn ich Dich rufe!“ Nachher aber überfiel Jaroslaw mit Hilfe der Lechen die Rostislawitschs, auch misshandelte er seine Frau; deshalb wurde Wladimir böse auf ihn, vertrieb ihn und gab Wladimir-Wolhynsk seinem eigenen Sohn Andreas. Jaroslaw versuchte zwar, Wladimir mit Hilfe der Lechen, Ungarn und Tschechen wieder zu gewinnen, es gelang ihm aber nicht, er wurde vielmehr im Jahre 1123 von den Lechen verrätherisch ermordet.

Weniger erfolgreich war Monomachs Verhältniss zu Griechenland. Seine Tochter war an Leo, den Sohn des byzantinischen Kaisers Diogenes verheiratet; bald darauf aber trat in Byzanz eine Umwälzung ein, und Diogenes wurde durch Alexius Komnenos gestürzt. Leo wollte mit Hilfe seines Schwiegervaters in den griechischen Besitzungen an der Donau ein unabhängiges Gebiet erwerben, wurde aber von Mördern, die Komnenos ausgesandt hatte, getödtet. Leo hinterliess einen Sohn, und für diesen wollte nun Monomach das nämliche Gebiet in Griechenland, welches schon Leo erstrebt hatte, zu erlangen suchen. Anfangs gelang es auch Wladimirs Feldherrn Wojtischitsch seines Fürsten Statthalter in die griechischen Donaustädte einzusetzen; sie wurden jedoch von den Griechen wieder vertrieben, und im Jahre 1122 schloss Wladimir mit Alexius' Nachfolger Johannes Komnenos Frieden und gab ihm seine Enkelin, eine Tochter Mstislaw's, zur Frau.

Wladimir Monomach hat sich auch als Gesetzgeber in der Geschichte Russlands einen Namen gemacht. Schon unter Jaroslaw's Kindern waren wichtige Veränderungen und Zusätze in die „Russkaja Prawda“ gekommen. Die wichtigste Aenderung bestand in der Beseitigung des Vergeltungsrechts für Todtschlag; an dessen Stelle trat die Zahlung des Wehrgeldes. Diess gab Anlass zu einer grossen Umwälzung in der Gesetzgebung und zur Einführung vieler Bestimmungen, welche sich auf die verschiedenen Vergehen und Verbrechen bezogen, die durch Zahlung des Wehrgeldes in verschiedenem Betrage gesühnt werden konnten. Es wurden also die verschiedenen Summen festgesetzt, welche für Beleidigungen, Schläge, Diebstahl u. dergl. bezahlt werden mussten. Abgesehen von der Strafe des Wehrgeldes, wurde für manche Verbrechen, wie z. B. für Raub und Brandstiftung, der Schuldige zur Verbannung, Einkerkelung oder Plünderung verurtheilt. Das letztere war eine Volksstrafe, die noch aus uralter Zeit her-

rührte. Wenn die Tödtung eines Diebes beim Ergreifen auf der That stattfand, und der Dieb noch nicht festgenommen war, wurde diess nicht als Todtschlag angesehen. Unter Monomach wurden bei einer Rathsammlung, welche er aus den Aeltesten des Gerichts und der Verwaltung von Kijew, Bjelogorod, Perejaslawl und aus Männern seiner Leibwache berufen hatte, einige wichtige Bestimmungen festgesetzt, die zum Schutz des Volkswohlstands dienen sollten. So wurde die willkürliche Erhebung von Zinsen beschränkt; in dieser Beziehung waren grosse Missbräuche unter Swjätopolk eingerissen, die nach dem Tode dieses Fürsten zu einer Verfolgung der als Wucherer bekannten Juden führten. Wladimir bestimmte, dass der Wucherer nur drei Mal Zins nehmen durfte; nachdem er drei Mal Zins erhoben hatte, verlor er sein Kapital. Ausserdem wurde die Höhe des erlaubten Zinses bestimmt: auf eine Griwna zehn Kunas; das war ungefähr ein Drittel oder etwas mehr, wenn man die Griwna als eine Griwna Kuna annimmt ¹⁾.

Häufige Kriege und Raubzüge der Polowzer zerrütteten die Vermögensverhältnisse; es entstanden zahlungsunfähige Schuldner, und unter diesen gab es auch Betrüger. Die Handelsunternehmungen waren mit Risiko verknüpft, daher waren auch jene, welche Geld zu Handelszwecken hergaben, in Gefahr, es zu verlieren. Daraus erklären sich die hohen Zinsen. Manche Händler nahmen Waaren auf Kredit, ihnen wurden die Zinsen aufgeschlagen; das führte zu Betrügereien. Wladimir liess den Unterschied zwischen dem unschuldig zahlungsunfähig gewordenen Schuldner, der durch Feuer, Wasser oder durch den Feind Schaden erlitten hatte, und dem böswilligen und leichtsinnigen zahlungsunfähigen Schuldner, der fremde Waare verdorben, vertrunken oder durchgebracht hatte, festsetzen. Es wurde also bei Zahlungsunfähigkeit die Ursache davon in Betracht gezogen. War seine Vermögenszerrüttung aus unvorhergesehenen Ursachen entstanden, so wurde der Kaufmann nicht gewaltsam zur Zahlung angehalten, obschon man ihn nicht gänzlich von der Verpflichtung befreite. Manche borgten ihr Kapital von Privatleuten, auch von Fürsten. Wurde ein solcher Kaufmann zahlungsunfähig, so führte man ihn auf den Markt und verkaufte seine Habe. In diesem Fall hatte der Gast, d. h. der fremdstädtische oder fremdländische Gläubiger den Vorrang vor allen andern; dann kam der Fürst an die Reihe, und erst nachdem auch dieser befriedigt war, erhielten die übrigen Gläubiger den Rest. Die Raubzüge der Polowzer, der Wucher, die Habsucht der Fürsten und ihrer Beamten — Alles dies trug dazu bei, die Zahl derjenigen Armen

¹⁾ Wie schon früher bemerkt, gab es eine Griwna Silber und eine Griwna Kuna. Die Silberstücke, welche jetzt noch gefunden werden, und welche man für eine Griwna Silber hält, zeigen, dass es zweierlei Art von Griwna Silber gab: die grosse Griwna, welche aus Silberstücken bestand, die im Gewicht von 43 bis 49 Solotnik vorkommen, und die kleine, in Stücken von 35 bis 42 Solotnik. Sieben Griwnas Kuna bildeten eine Griwna Silber, eine Griwna Kuna also machte annähernd 6—7 oder 5—6 Solotnik Silber aus.

zu vermehren, welche, unvermögend sich selbst zu ernähren, sich an die Reichen verdingen mussten. Ein solcher Miethling hiess damals „Sakup“. Theils liefen diese Sakups, nachdem sie von den Herren Geld voraus genommen hatten, ihnen davon, theils wurden sie auch von ihren Herren ungerechterweise ausgenutzt, bedrückt und unter verschiedenen Vorwänden sogar zu Sklaven gemacht. Monomachs Gesetz erlaubte dem Sakup, beim Fürsten oder beim Richter gegen seinen Herrn Klage zu führen; es setzte bestimmte Straf gelder für die dem Sakup zugefügten Kränkungen und Bedrückungen fest, schützte ihn gegen ungerechte Forderungen seines Herrn, wenn ein Gegenstand verloren oder verdorben war, und ihm keine Schuld beigemessen werden konnte; dagegen aber bedrohte es auch den Sakup, falls er davonlief oder sich seinen Verpflichtungen entzog, mit gänzlicher Sklaverei. Ausser den Sakups, welche auf den Höfen ihrer Herren dienten, gab es noch andere, welche, auf den Herrschaftsländern angesiedelt, durch Feldarbeit verpflichtet waren. Sie erhielten vom Besitzer Pflug und Egge, ein Beweis der Armuth des Volkes. Nicht selten kam es vor, dass der Besitzer, unter dem Vorwande, der Sakup habe seine landwirthschaftlichen Geräthe verdorben, ihn zum Sklaven machte. Daraus entstand die Nothwendigkeit, zu bestimmen, wer eigentlich als unfrei angesehen werden sollte. Die Gesetzgebung Wladimir Monomachs bestimmte nur dreierlei Fälle, die den Freien zum Unfreien machen konnten. Der erste war, wenn sich jemand freiwillig als Sklave verkaufte oder wenn er von einem Herrn, auf Grund früher über ihn erworbener Rechte, verkauft wurde. Ein solcher Kauf musste unbedingt vor Zeugen vollzogen werden. Ein zweiter Fall, durch den man in Sklaverei gerathen konnte, war, wenn man ein Weib sklavischer Abstammung zur Ehe nahm; (wahrscheinlich war es vorgekommen, dass Weiber durch Heirat ihre Freiheit zu erlangen versucht hatten). Der dritte Fall war, wenn ein freier Mann, ohne einen Vertrag zu schliessen, in ein Dienstverhältniss zu einem Privatmann trat; (wenn er sich ohne Vertrag den Schlüssel anbindet). Wahrscheinlich war diese Bestimmung deshalb getroffen, weil Manche in Dienst traten und sich dann Betrügereien zu Schulden kommen liessen, die Herren aber, in Ermangelung eines Vertrags, keine Entschädigung erlangen konnten. Schuldenhalber konnte niemand unfrei werden; jeder, der ausser Stande war zu zahlen, durfte seine Schuld abarbeiten und dann seiner Wege gehn. Es scheint, dass sogar Kriegsgefangene nicht zu Sklaven gemacht werden konnten, denn in der „Russkaja Prawda“ ist bei Aufzählung der Fälle, die zur Sklaverei führen, keine Rede davon. Der leibeigene Knecht war mit seinem Herrn eng verbunden, dieser musste sowohl die Schulden, als auch den Werth dessen, was der Knecht gestohlen hatte, bezahlen. Früher, unter Jaroslaw, sollte der Knecht, welcher einen freien Mann schlug, getödtet werden, jetzt aber wurde bestimmt, dass in einem solchen Falle der Herr ein Straf geld für den Sklaven zu zahlen habe. Der Knecht konnte in der Regel nicht Zeuge sein, war aber

kein freier Mann da, so wurde auch das Zeugniß des Unfreien, wenn dieser bei seinem Herrn ein Amt bekleidete, angenommen. Für einen Knecht oder Sklaven wurde kein Wehrgeld bezahlt, aber seine Tödtung, ohne dessen Verschulden, wurde durch Zahlung eines geringeren Wehrgeldes an den Fürsten bestraft. Aus einigen Anzeichen glaubt man schliessen zu dürfen, dass die Bestimmungen über Erbschaftsrechte gleichfalls auf Monomachs Zeit hinweisen.

Nach damaligem russischen Gewohnheitsrecht erbten alle Söhne zu gleichen Theilen und hatten die Verpflichtung, den Schwestern bei ihrer Verheirathung eine Aussteuer zu geben; der jüngste Sohn erhielt das väterliche Gehöft. Jedem aber war freigestellt, durch Testament über seinen Besitz zu verfügen. Die Erbschaftsrechte der Bojaren und der Glieder der Drushina unterschieden sich von denen des gemeinen Mannes dadurch, dass das Erbe der Erstern in keinem Falle dem Fürsten anheim fiel, wohl aber das Erbe des Letztern, wenn dieser kinderlos starb. Das Besitzthum der Frau war für den Mann unantastbar. Heiratete eine Wittve nicht wieder, so blieb sie vollständige Herrin im Hause ihres verstorbenen Mannes, und die Kinder durften sie nicht hinausweisen. Eine verheiratete Frau hatte die gleichen juridischen Rechte wie der Mann; für ihre Tödtung oder Beleidigung war das gleiche Wehrgeld zu zahlen, wie bei einem Manne.

Das Gericht wurde in der alten Zeit am fürstlichen Hof und auf dem Markte abgehalten, und daraus erkennen wir, dass es sowohl ein fürstliches, als auch ein Volksgericht (das Gericht der Wetsche) gab. Man darf annehmen, dass die Satzungen der „Russkaja Prawda“, welche insbesondere die Beobachtung der fürstlichen Interessen berücksichtigte, das Gericht der Wetsche, — das sich auf alte Gewohnheiten und Argumentationen stützte, die durch concrete Fälle veranlasst waren, — nicht vollständig in sich aufgenommen hatte. Als Beweismittel vor Gericht kamen Zeugenaussagen, Eid und endlich die Wasser- und Eisenprobe vor; wann die letzteren eingeführt wurden, wissen wir nicht.

Die Epoche Wladimir Monomachs war eine Blütezeit künstlerischen und litterarischen Lebens in Russland. In Kijew und andern Städten wurden neue, steinerne Kirchen erbaut und mit Malereien geschmückt: unter Swjätopolk erbaute man in Kijew das Michailow'sche, mit goldnem Dach versehene Kloster, dessen Mauern noch jetzt vorhanden sind, und in der Nähe von Kijew das Wydubitzer Kloster, an der nämlichen Stelle, wo Wssegolods Landschloss gestanden hatte; ferner baute Wladimir noch vor seinem Tode eine prächtige Kirche an der Alta, dort, wo Boris getödtet worden war. Auch die Entstehung unserer ersten Chronik fällt in diese Zeit. Der Äbt Sylvester (um 1115) vereinigte früher vorhandenen gewesene Fragmente zu einer Sammlung und fügte wahrscheinlich die Erzählung der Ereignisse, deren Zeuge er selbst war, hinzu. Unter den in seiner Sammlung aufgenommenen Schriften befanden sich auch die

Aufzeichnungen des Chronisten Nestor vom Höhlenkloster, weshalb die ganze Chronikensammlung des Sylvester, obschon mit Unrecht, in der gelehrten Welt die Benennung der Chronik des Nestor erhielt; denn bei weitem nicht Alles darin rührt von Nestor her, und Alles konnte auch nicht von einem einzigen Menschen niedergeschrieben sein. Die Idee, den Gang der Ereignisse chronologisch zu beschreiben und Jahr für Jahr zusammenzustellen, kam durch die Bekanntschaft mit den byzantinischen Chronisten auf; einige derselben, wie z. B. Harmatolos und Malalos waren damals in slawischer Uebersetzung bekannt. Sylvester war der eigentliche Vater der russischen Chronikenschreiber, er zeigte seinen Nachfolgern den Weg. Seine Sammlung wurde von andern Chronisten jahrweise fortgeführt und verzweigte sich dann in der Folge nach Massgabe der verschiedenen russischen Länder. Die unmittelbarste und, dem Orte der Entstehung nach, nächste Fortsetzung von Sylvesters Chroniksammlung war die s. g. Kijewer Chronik, welche sich vorzugsweise mit Kijewer Ereignissen beschäftigte und von verschiedenen, aufeinander folgenden Personen in Kijew geschrieben wurde. Diese Chronik greift bis zur Periode Monomachs zurück, nimmt das ganze XII. Jahrhundert durch und bricht bei den Ereignissen der ersten Jahre des XIII. Jahrhunderts ab. — Wahrscheinlich wurde zu Monomachs Zeiten Vieles aus der byzantinischen Litteratur übersetzt; wir wissen das aus zufällig erhaltenen Verzeichnissen von Handschriften, die namentlich auf das Ende des XI. und den Anfang des XII. Jahrhunderts zurückführen. Aus unserer ersten Chroniksammlung ist zu ersehen, dass russische lesekundige Leute das Alte Testament und die Lebensbeschreibungen verschiedener Heiligen in ihrer eigenen Sprache lesen konnten. Damals fing man auch an, dem Beispiel byzantinischer Biographen folgend, die Lebensbeschreibungen solcher Leute aufzuzeichnen, die, um der Heiligkeit ihres Lebens und Sterbens willen, in Russland verehrt wurden. So stammt schon aus dieser Zeit die Lebensbeschreibung der Begründer des Höhlenklosters, Antonius und Theodosios, und der ehrwürdige Nestor, der Chronist des Höhlenklosters, legte den Grund zu einer Patristik oder Sammlung der Heiligenlegenden dieses Klosters, einem Werk, welches durch Fortsetzungen anwachsend, in der Folge für fromme, gottesfürchtige Leute eines der geschätztesten Bücher ward. In der nämlichen Periode schrieb der Mönch Jakob die Lebensbeschreibungen der heil. Olga und des heil. Wladimir; auch zwei verschiedene Legenden vom Tode der Fürsten Boris und Gljeb, von welchen die eine dem nämlichen Mönch Jakob zugeschrieben wurde, stammen aus dieser Zeit. Vom Kijewer Metropolitene Nicophorus, einem Griechen von Geburt, dem Zeitgenossen Monomachs, sind eine Rede und drei Sendschreiben erhalten, von denen zwei an Wladimir Monomach gerichtet sind; das eine dieser Sendschreiben hat einen polemischen Charakter und ist gegen die Lateiner gerichtet. Die Kirchenspaltung war damals schon eine vollendete Thatsache; unter den Schriftstellern der einen und der andern Kirche herrschte Feindschaft, und die Griechen suchten

ihren Hass und Groll gegen die occidentale Kirche auch den Russen einzufössen. Ein anderer Zeitgenosse Monomachs, der Abt Daniel, machte eine Reise nach Jerusalem und hinterliess eine Beschreibung derselben. Unzweifelhaft ist, dass, ausser originalen und übersetzten Werken der speziell religiösen Litteratur, damals auch eine selbstständige poetische Litteratur vorhanden war, die mehr oder minder noch den Stempel des alten Heidenthums an sich trug. In dem zufällig erhaltenen Denkmal aus dem Ende des XII. Jahrhunderts, dem Liede von Igors Heer, wird ein Sänger Bojan erwähnt, der die Ereignisse der Vorzeit, u. a. auch die des XI. Jahrhunderts, verherrlicht habe. Aus einigen Anzeichen kann man schliessen, dass Bojan auch Monomachs Heldenthaten gegen die Polowzer besungen hat. Dieser Bojan war so hoch angesehen, dass ihn die Nachwelt „Nachtigall der Vorzeit“ nannte. — Monomach selbst schrieb „Ermahnungen an meine Kinder“ oder das sogenannte „Vermächtniss“. Er erzählt darin ausführlich die Ereignisse seines Lebens, seine Feldzüge, seine Jagden auf wilde Pferde (Auerochsen?), Eber, wilde Stiere, Elenthier, Bären, kurz, seine Lebensweise und Beschäftigungen, aus denen seine unermüdliche Thätigkeit ersichtlich ist. Monomach giebt seinen Kindern Rathschläge, wie sie sich betragen sollen. Diese Rathschläge enthalten, ausser allgemeinen, christlichen Sittenregeln, die durch viele Auszüge aus der heil. Schrift, welche von der Belesenheit des Verfassers zeugen, unterstützt werden, auch einige interessante Züge, die sowohl den persönlichen Charakter Monomachs, als auch seine Zeit kennzeichnen. Monomach ist durchaus kein Anhänger der Todesstrafe. Selbst wenn ein Verbrecher den Tod verdient hätte, sagt Monomach, soll man deshalb doch nicht seine Seele tödten. Es erweist sich ferner, dass die Fürsten jener Zeit sich nicht mit fürstlicher Majestät umgaben, sondern Allen zugänglich waren, die ihrer bedurften. „Die zu Euch, zu Eurem Hause und zu Eurer Mahlzeit kommen, sollt Ihr nicht verspotten.“ Monomach lehrt seine Kinder, Alles selbst zu thun; sie sollen Alles zu ergründen suchen, sollen sich nicht auf die Richter und Junker verlassen. Er gebietet ihnen, selbst zu richten, Wittwen, Waisen und Arme zu vertheidigen, nicht zu dulden, dass der Mächtige den Schwachen verderbe; er befiehlt auch, Alle, die zu ihnen kommen, zu speisen und zu tränken. Die Gastfreundschaft erscheint ihm als die erste der Tugenden. „Am meisten aber ehret den Gast, woher er auch zu Euch gekommen sein mag, ob er ein Abgesandter, ein vornehmer oder ein gemeiner Mann sei, Ihr sollt Alle mit Speise und Trank bewirthen, und wenn es sein kann, auch mit Geschenken. Dadurch erwirbt der Mensch Ruhm in allen Ländern.“ Er gebietet ihnen, die Kranken zu besuchen, den Todten die letzte Ehre zu erweisen, und eingedenk zu sein, dass Alle sterblich sind. Jedem, der ihnen begegnet, sollen sie freundliche Worte geben, sie sollen ihre Frauen lieben, ihnen aber keine Gewalt über sich einräumen; Diejenigen, welche älter sind, als sie selbst, sollen sie wie Väter, Jüngere wie Brüder ehren; die Geistlichen sollen sie

um ihren Segen bitten, auf ihren Stand sollen sie durchaus nicht stolz sein, eingedenk dessen, dass ihnen Alles nur auf kurze Zeit von Gott anvertraut sei. Reichthümer sollen sie nicht unter der Erde verscharren, es sei dies eine grosse Sünde. Was den Krieg anbelangt, so rath Monomach seinen Kindern, sich nicht auf die Heerführer zu verlassen, sondern selbst Wachen auszustellen, sich während eines Feldzugs nicht Gelagen und dem Schläfe zu überlassen, während des Schlafes aber die Waffen nicht abzulegen. Zieht das Heer durch russisches Land, so soll in keinem Fall gestattet werden, den Bewohnern des Landes Schaden zuzufügen oder Getreide auf dem Felde zu beschädigen. Schliesslich befiehlt er ihnen noch, zu lernen und zu lesen und stellt seinen Vater Wsewolod als Beispiel auf, der, ohne sein Haus zu verlassen, fünf Sprachen erlernt habe.

Am 19. Mai 1125 starb Monomach, 72 Jahr alt, bei Perejaslawl, in der Nähe seiner, an der Alta erbauten, geliebten Kirche. Seine Leiche wurde nach Kijew gebracht; seine Söhne und Bojaren trugen ihn zur Kirche der heil. Sophie, wo er auch beerdigt wurde. Monomach hat ein Andenken als einer der besten unter den Fürsten hinterlassen. „Alle bösen Anschläge der Feinde — sagt der Chronist — gab Gott in seine Hände; geschmückt durch gute Gemüthsart, ruhmvoll durch Siege, war er dennoch weder hochmüthig noch ruhmredig, sondern that, nach den Geboten Gottes, Gutes auch seinen Feinden, insbesondere aber war er barmherzig für Bettler, Arme und Bedürftige, denen er, ohne sein Eigenthum zu schonen, Alles dahin gab. Die Mönche rühmten ihn wegen seiner Frömmigkeit und Freigebigkeit für die Klöster. Diese Seelengrösse und Herzensgüte, in Verein mit energischer Thätigkeit und Verstand, erhöhte ihn sowohl in den Augen der Zeitgenossen, als auch im Andenken der Nachkommen.“

Wahrscheinlich beziehen sich die epischen Volkslieder, welche die Zeit des Kijewer Fürsten Wladimir, — „die rothe Sonne“ genannt, — besingen, die sogenannten Bylinen des Wladimir-Cyklus, nicht nur auf den heiligen Wladimir, sondern auch auf Wladimir Monomach; und in den poetischen Erinnerungen des Volkes mögen sich wohl diese zwei Persönlichkeiten in eine verschmolzen haben. Unsere Vermuthung wird durch Folgendes bestätigt: In der nowgoroder Chronik ist unter der Jahreszahl 1118 angeführt, dass Wladimir mit seinem Sohn Mstislaw, der in Nowgorod herrschte, den Amtmann (Sotskij) Stawr mit einigen seiner Genossen, nowgoroder Bojaren wegen Fahrlässigkeiten und Beraubungen aus Nowgorod abberufen und ins Gefängniss geworfen habe. Unter den Bylinen des Wladimir-Cyklus befindet sich nun eine vom Bojaren Stawr, den der kijewer Fürst Wladimir in den Keller geworfen habe (die Keller dienten zu jener Zeit als Gefängnisse), aber Stawr sei durch sein Weib, das sich in Männertracht verkleidet, befreit worden. Wladimir Monomachs Name war von den Nachkommen so sehr verehrt, dass späterhin die Sage entstand, der byzan-

tinische Kaiser habe ihm die Ehrenzeichen der Kaiser- (Zaren-) Würde, Krone und Barmen¹⁾ gesandt; und einige Jahrhunderte später krönten sich die Fürsten von Moskau mit einer Krone, die sie die „Mütze“ Monomachs nannten.

Urtheilt man unparteiisch, so wird man nicht umhin können, zu bemerken, dass Monomach in seinen Unterweisungen und in den von ihm handelnden Fragmenten der Chronisten tadelloser und grossherziger erscheint, als in seinen Handlungen, welche die Gebrechen und die Erziehung der Zeit und der Umgebung, in der er lebte, durchblicken lassen; z. B. in Bezug auf sein Verfahren gegen die zwei polowzer Fürsten, die er, trotz des gegebenen Worts, den Pflichten der Gastfreundschaft zuwider, tödten liess, während er doch seinen Söhnen Mässigung und Menschenliebe im Kriege einprägt. Monomach musste beiläufig selbst eingestehen, dass bei der Einnahme von Minsk, an welcher er selbst theilnahm, weder Knecht noch Vieh geschont worden waren. Obgleich er für das russische Land Sorge trug, vergass er sich doch schliesslich auch selber nicht und nahm den schuldigen Fürsten zur Strafe ihre Fürstenthümer ab, um sie seinen Söhnen zu geben. Immerhin indess bleibt ihm die grosse Bedeutung in der Geschichte, dass er, in einem Kreise lebend, der seit Kurzem erst barbarische Zustände abzustreifen begonnen hatte, sich in einer Umgebung bewegend, in der Jeder nur nach engherzigen, eigennützigem Zielen strebte, und wo die Heiligkeit des Rechts und des Vertrags kaum erst begriffen wurde, — allein es war, der damals die Fahne des für Alle gemeinsamen Rechts hochhielt und die ganze Kraft des russischen Landes darunter sammelte.

V.

Fürst Andreas Bogoljubskij.

In der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts kam, sozusagen, der Keim jener Richtung zum Durchbruch, welche sich während der Zeit der tatarischen Unterjochung entwickelte und im russischen Lande zur Herrschaft gelangte. Unser alter Chronist, die Zweige des slawisch-russischen Stammes aufzählend, weist auf die Poljanen, Drewljanen, Ssewerjanen u. s. w. hin; wenn er aber nach Ueberlieferungen von den Ereignissen des IX. und X. Jahrhunderts spricht, so fügt er dem russischen Ländergebiet auch Merj hinzu, ein Land, vom finnischen Stamme gleichen Namens

¹⁾ Ein breites, mit Heiligenbildern geschmücktes, Schultern und Brust bedeckendes Geschmeide.

bewohnt, welches seine Stelle in den heutigen Gouvernements Wladimir, Jaroslaw, Kostroma und in Theilen der Gouvernements Moskau und Twer einnahm, wobei er in gleiche Linie mit diesem Volke, die diesem verwandten und benachbarten Stämme von Murom, südlich von Merj, und von Wessj, nördlich von Merj, längs dem Laufe der Schexna, in der Gegend von Bjeloosero, stellt. Schon in unvordenklichen Zeiten waren slawische Ansiedler in die von diesen Völkern bewohnten Länder eingedrungen und hatten sich dort festgesetzt, wie die slawischen Benennungen der Städte Rostow im Lande Merj und Bjeloosero im Lande Wessj beweisen. Der Gang der slawischen Kolonisation in diesen Ländern ist uns leider nicht bekannt; unzweifelhaft aber ist, dass seit Einführung des Christenthums die Colonisation zunahm, dass Städte mit russischen Einwohnern entstanden, und dass die Eingebornen selbst entweder das Christenthum annahmen, mit dem Heidenthum zugleich auch ihre Nationalität einbüssten und sich allmählig mit den Russen verschmolzen, oder aber ihr Vaterland verliessen und sich weiter nach Osten zurückzogen. Unlängst erst vom Grafen Uwarow vorgenommene Aufdeckungen von Gräbern im Lande Merj beweisen, dass sowohl das Heidenthum, als auch die alte Nationalität im XII. Jahrhundert bereits im Erlöschen waren, wenigstens kann man spätere Grabstätten mit Spuren Merjscher Nationalität dieser Periode zuzählen. Schriftlichen Denkmalen zufolge, begegnen wir im XII. Jahrhundert einer bedeutenden Anzahl von zweifellos russischen Städten in diesen Gegenden: Rostow, Ssusdal, Perejaslawl-Salessky, Dmitrow, Uglitsch, Subzow, Mologa, Jurjew, Wladimir, Moskwa, Jaroslawl, Twer, Galitsch-Merjskij, Gorodez u. a. Die Unruhen im südlichen Russland veranlassten dessen damalige Bewohner sich in diesem Lande anzusiedeln. Das Volk von Merj stand auf einer niederen Kulturstufe, es hatte keinen selbstständigen politischen Körper und war auch nicht kriegerisch, wie die spärliche Anzahl von Waffen in seinen Gräbern beweist; daher unterwarf es sich leicht der Macht und dem Einfluss der Russen. In diesem Lande also, das von Ankömmlingen aus verschiedenen russischen Ländern kolonisirt worden war, bildete sich ein neuer Zweig slawisch-russischen Volksthums, aus welchem das grossrussische Volk entstand; dieser Zweig umfing im Laufe der nachfolgenden Geschichtsperioden alle andern Volkszweige im russischen Lande, verschlang viele von ihnen vollständig, verschmolz sie mit sich und unterwarf andere seinem Einfluss. Der Mangel an Nachrichten über den Gang der russischen Kolonisation in dieser Gegend bildet die wichtigste, durch nichts auszufüllende Lücke in unsrer Geschichte. Nichtsdestoweniger kann man, wenn man entfernte Zeiten beobachtet, diejenigen Eigenschaften herausfinden, welche allgemein als Unterscheidungszeichen des grossrussischen Volksthums gelten: die Concentration der Kräfte im eignen Lande, den Drang, die eignen Wohnplätze zu erweitern und fremde Länder zu unterwerfen. Diese Eigenschaften finden wir in der Geschichte des Kampfes Jurijs von Ssusdal gegen Isjaslaw Mstislawitsch um Kijew. Es war dies der erste Anfang einer Strömung,

welche die übrigen russischen Länder der Oberherrschaft des ostrussischen Gebietes unterwarf. Jurij wollte in Kijew deshalb festen Fuss fassen, weil er sich im östlichen Lande augenscheinlich unbehaglich fühlte; wenn wir aber in den Geist der Ereignisse jener Zeit tiefer eindringen, so werden wir sehen, dass schon damals ein Drang der Russen des Susdaler Landes, in Kijew zu herrschen, damit verbunden war. Dieser Drang ist auch darin zu erkennen, dass Jurij, nachdem er einmal in den Besitz Kijews gelangt war, sich auch mit Hilfe seiner Susdaler dort behauptete. Die Kijewer sahen Jurijs Regierung als eine Fremdherrschaft an und erschlugen daher, nach seinem im Jahre 1157 erfolgten Tode, alle Susdaler, denen Jurij die Verwaltung des Landes anvertraut hatte. Jurijs Sohn, Andreas, dachte später gar nicht an eine Uebersiedelung nach Kijew, er wollte Kijew vom Ssusdaler Lande aus beherrschen, ebenso wie auch die übrigen russischen Länder; das Ssusdaler Land sollte künftig dieselbe Bedeutung einer Vormacht erhalten, wie sie früher Kijew besass. Mit Andreas' Regierung beginnt die Selbstständigkeit des Susdal-Rostower Landes sich scharf zu markiren, gleichzeitig aber auch das Streben desselben nach der ersten Stelle unter den russischen Ländern. Es war in dieser Epoche, wo das grossrussische Volk zuerst auf den Schauplatz der Weltgeschichte trat. Andreas war der erste grossrussische Fürst, seine Thätigkeit war bahnbrechend für seine Nachkommen und diesen blieb es vorbehalten, unter günstigeren Verhältnissen dasjenige zu vollenden, was ihr Vorgänger ihnen vorgezeichnet hatte.

Andreas war im Ssusdaler, oder genauer, im Rostow-Ssusdaler Lande geboren, dort hatte er seine Kindheit und erste Jugend verlebt, dort hatte er die ersten Eindrücke empfangen, nach denen sich seine Lebensanschauungen und seine Begriffe gebildet. Das Schicksal warf ihn in einen Strudel beständiger, innerer Kämpfe im südlichen Russland, die kein Ende nahmen. Nach Monomach, der durch die Wahl des Landes Fürst von Kijew geworden war, herrschten nacheinander dessen Söhne Mstislaw und Jaropolk; ihnen wurde das Land nicht streitig gemacht und wir können sie, wie ihren Vater, zu den wahren, vom Lande erwählten Fürsten zählen; denn die Kijewer hielten Monomachs Andenken hoch und liebten dessen Söhne. Aber im Jahre 1143 vertrieb der Tschernigower Fürst Wssewolod Olgowitsch Monomachs dritten Sohn, den schwachen und beschränkten Wjatscheslaw und bemächtigte sich Kijews durch Waffengewalt. Damit war der Anlass für endlose Wirrnisse im Süden Russlands gegeben. Durch die Hilfe seiner Tschernigower hielt sich Wssewolod in Kijew, er wollte es seiner Familie als Erbe sichern und schlug den Kijewern vor, seinen Bruder Igor zu wählen; diese mussten sich gegen ihren Willen damit einverstanden erklären. Kaum aber war Wssewolod im Jahre 1146 gestorben, so richtete sich die Wahl der Kijewer auf den Sohn des ältesten Monomachowitsch, den Isjaslaw Mstislawitsch,

und sie setzten Igor ab. Als zu Gunsten des Letzteren dessen Brüder einen Krieg angingen, wurde Igor von den Kijewern vor allem Volk getödtet, obschon er bereits der Welt entsagt und sich ins Höhlenkloster zurückgezogen hatte.

Isjaslaw war die Olgowitschs (Söhne Oleg Swjätoslawitschs) glücklich losgeworden, aber ein neuer, rastloser Rival, sein Onkel, der Fürst von Ssusdal, Jurij Dolgorukij, jüngster Sohn Wladimir Monomachs, erhob sich jetzt gegen ihn. Es begann ein jahrelanger Kampf und Andreas betheiligte sich daran. Die Verwickelung nahm eine solche Ausdehnung an, dass die inneren Wirren endlos zu werden drohten. Kijews Besitz wechselte einigemal zwischen Isjaslaw und Jurij, und die Kijewer wussten schliesslich nicht aus noch ein. Einmal versicherten sie Isjaslaw, dass sie für ihn in den Tod zu gehen bereit seien, dann holten sie wieder Jurij über den Dnjepr zu sich herüber und zwangen Isjaslaw zur Flucht; nachdem sie Jurij bei sich aufgenommen hatten, begannen sie wieder mit Isjaslaw zu unterhandeln, vertrieben Jurij und beriefen abermals Isjaslaw; sie unterwarfen sich überhaupt leichtfertig jeder Macht. Abgesehen von dieser Unbeständigkeit, die ihnen durch die Verhältnisse aufgezwungen zu sein schien, liebten sie eigentlich doch nur Isjaslaw und hassten Jurij mit seinen Ssusdalern. Während dieser Kämpfe hatte sich Andreas nicht nur als tapfer erwiesen, sondern er hatte auch mehrfach den Versuch gemacht, zwischen den erregten Parteien Frieden zu stiften, doch es war Alles vergebens. Im Jahre 1151, zur Zeit als Isjaslaw ein entschiedenes Uebergewicht erlangt hatte, überredete Andreas seinen Vater, sich ins Ssusdaler Land zurückzuziehen, und auch er selbst beeilte sich nach Wladimir an der Kljasma, einem Städtchen, das ihm von seinem Vater überlassen worden war, überzusiedeln. Jurij aber wollte um keinen Preis den Süden verlassen und trachtete fortwährend nach Kijew, das er auch endlich, nach Isjaslaws Tode, 1154 einnahm. Seinen Sohn Andreas wollte er in seiner Nähe haben und setzte ihn deshalb in Wyschgorod ein; wahrscheinlich hatte er ihn zu seinem Nachfolger auf dem Fürstensitz von Kijew bestimmt; seinen jüngeren Söhnen verlich er die von Kijew entfernten Städte Rostow und Ssusdal. Aber die Aussichten im südlichen Russland konnten Andreas keineswegs fesseln. Er war ebenso tapfer als klug, ebenso berechnend in seinen Plänen als entschlossen in deren Ausführung. Seine Herrschsucht war viel zu gross, als dass er sich mit der damaligen Lage Südrusslands hätte befreunden können, wo das Loos der Fürsten beständig von den Angriffen Anderer und von der Willkür der Drushinen und Städte abhing. Auch die Nachbarschaft der Polowzer bot durchaus keine Garantie für den Bestand einer ungestörten Ordnung dasselbst, weil die Polowzer sich gern dazu hergaben, den Fürsten, welche sich der Städte mit Gewalt bemächtigen wollten, zu helfen. Andreas beschloss daher, sich auf eigene Faust ins Ssusdaler Land zurückzuziehen. Es war ein wichtiger Schritt, den er that und der zeitgenössische Chronist